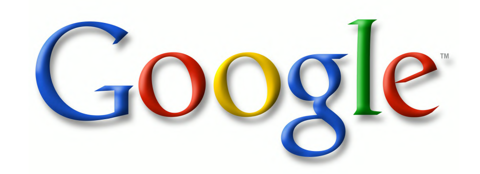
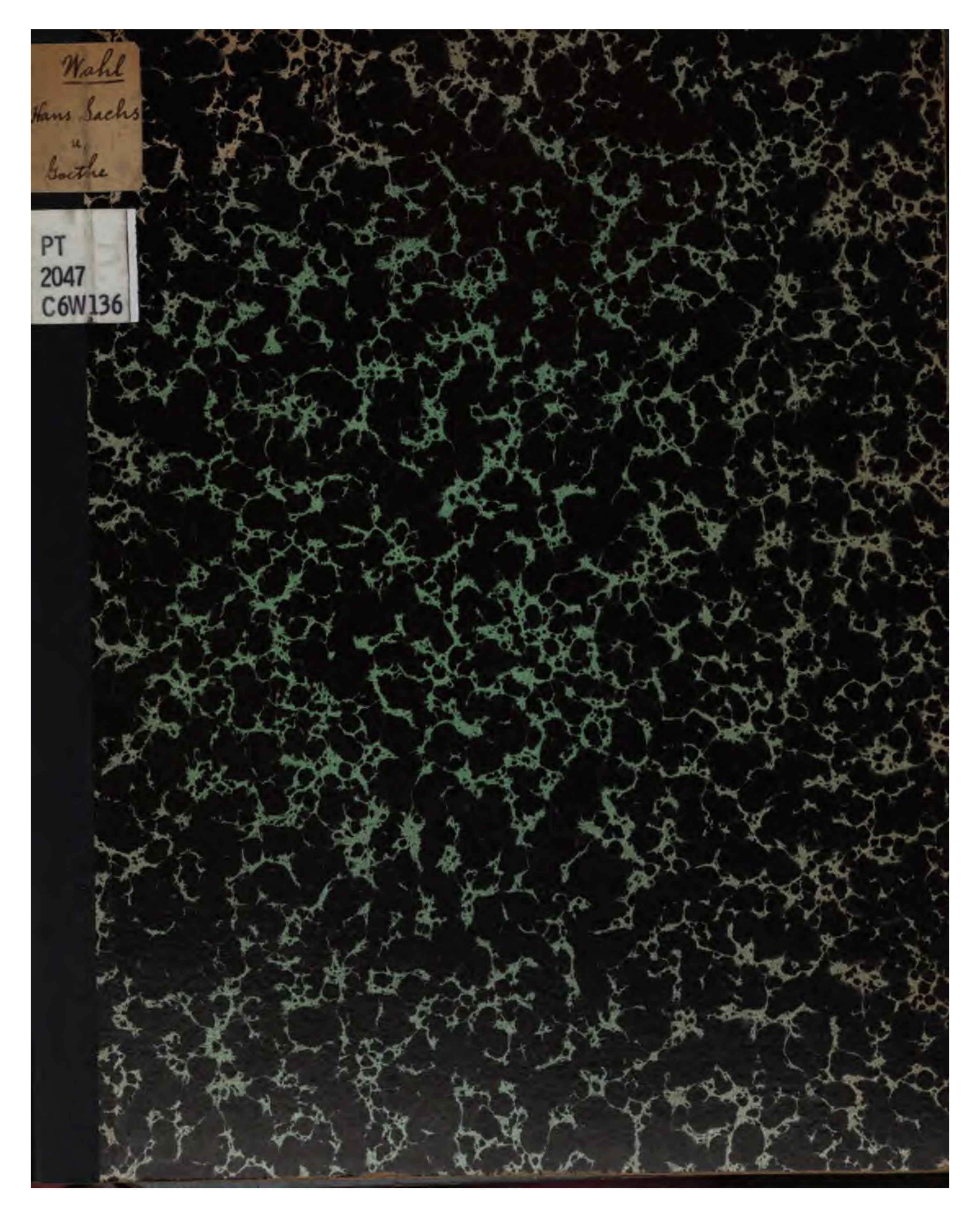

Google


Wahl
Hans Sachs
u.
Goethe
PT
2047
C6W136

W. A. Cooper
Berlin
Jan. 1909



Jahres-Bericht

über das

Städtische Realgymnasium

zu

Coblenz.

Schuljahr 1891|92.

Inhalt: 1) Hans Sachs und Goethe. 1. Teil. — Georg Wahl.
2) Schulnachrichten vom Direktor.

Coblenz 1892.
Buchdruckerei von Heinr. L. Scheid, Gemüsgasse 14.

1892. Programm Nr. 472.

Hans Sachs und Goethe.

Während die Zeit der Wiedererweckung des klassischen Altertums Italien Meister ersten Ranges in allen Zweigen der bildenden Kunst, aber auch auf dem Gebiete der Dichtkunst schenkte, musste sich Deutschland mit einem bescheideneren Lose begnügen. Grossen Baumeistern, Malern, Bildhauern und Erzgiessern stellte sich kein Dante, kein Petrarca, kein Tasso zur Seite.

Die Dichtkunst stieg von den Burgen der Könige, Herzöge, Edlen herab und trat in die niedrige Stube des Bürgers, des Handwerkers. Es ist wahr, man kann diesen ehrbaren, sittlich strengen, frommen Meistern Achtung, ja Liebe nicht versagen, die sich, wenn sie „das Webeschifflein in Ruhe gestellt, Ahl und Pechdraht bei Seite gelegt, die Nadel aufgesteckt und die Schere an den Wandhaken gehängt hatten, in der einsamen Stille ihres Kämmerleins in der Nachbildung oder Erfindung künstlicher Gesänge übten“, mit denen sie auf ihre rohen Zeitgenossen in sittlicher und religiöser Beziehung zu wirken suchten, während der Gelehrte in lateinischen Gedichten den Horaz nachahmte, der Fürst über selbstsüchtigen Plänen, die er zum Schaden des gemeinsamen Vaterlands zu verwirklichen suchte, der Ritter in einem wilden Stegreifleben den Sinn für alles Höhere einbüsste. Verdienen so die Meister für ihr Streben Lob und Anerkennung, so muss es doch andrerseits ermüden, wenn bei der Enge des Gesichtskreises, bei den stets wiederkehrenden Stoffen und Gedanken das Hauptgewicht schliesslich auf die Form gelegt wird und diese dann in eine unleidliche Ziererei und Spielerei ausartet.

Hoch über seine Standes- und Sangesgenossen erhebt sich Hans Sachs, der bedeutendste Dichter des 16. Jahrhunderts. Man kann nicht genug staunen über die Fruchtbarkeit dieses Mannes, die in der Geschichte der Litteratur aller Völker nicht ihres Gleichen hat. Nachdem er 1514 zu dichten begonnen, hat er bis zum Jahre 1567, neun Jahre vor seinem Tode, 4275 Meistergesänge, 208 Schauspiele, 1558 Schwänke, Fabeln, Historien, Figuren, Comparationen, Allegorien, Träume, Visionen, Klagreden, Kampfgespräche, Psalmen u. s. w., dazu 7 prosaische Dialoge,

im ganzen 6048 Werke und Werkchen verfasst. Bibel und Weltgeschichte, Märchen und Sage, Dichter und Prosaiker aller Zeiten und Völker müssen ihm Stoff geben, „er dichtet über alles und erdichtet nichts". Ja das Zugängliche scheint ihm nicht einmal zu genügen, behandelt er doch nicht selten denselben Stoff in verschiedenen Dichtungsgattungen. Zugleich steht er mitten in den Bewegungen der bis ins Tiefste erregten Zeit. Obwohl keine Kampfesnatur, wie das 16. Jahrhundert so manche aufzuweisen hat, wird er nicht müde, der in Roheit und Genusssucht versunkenen Mitwelt treu und eindringlich ins Gewissen zu reden.

Mit dieser Fruchtbarkeit vereinigt er Gestaltungsfähigkeit, auch in diesem Punkte die Dichter seines und des folgenden Jahrhunderts weit hinter sich lassend. Trefflich ist er in der Schilderung, die denn auch in allen Dichtungsgattungen vorherrscht. Nicht selten setzt er schon Beschreibung in Handlung um, nicht selten weiss er treffend zu motivieren. Schildert er Personen, wie er sie im Leben kennen gelernt hat und deren Empfindungs- und Vorstellungsart ihm nahe liegt, so versteht er scharf zu charakterisieren. Am besten gelingen ihm Fabeln und Schwänke, in denen treuherzig naive Kindlichkeit angenehm berührt. Auch seine Fastnachtspiele waren damals weitaus die besten, obgleich er sich wie alle anderen an Darstellung von Typen hält. Endlich hat Hans Sachs in Trauerspiel und Lustspiel die Grenzen erweitert.

Man darf natürlich an ihn nicht den Massstab anlegen, den wir aus den Werken und Vorschriften der später erstandenen grossen Meister gewonnen haben. Vor allem lag die dramatische Dichtkunst im 16. Jahrhundert noch in den Windeln. Von einer allmählichen Entfaltung der Charaktere, von einer Steigerung, die den Zuschauer mit angehaltenem Atem folgen lässt, von Schürzung und Lösung des Knotens wusste man noch nichts. Hans Sachs kann nicht einmal immer Tragödie und Komödie auseinanderhalten. Die Einteilung in Auftritte ist nicht immer sachgemäss, doch gibt er dem Schauspieler manche richtige Belehrung. In Rhythmus und Reim steht Hans Sachs auf einer tiefen Stufe, und auch die rastlose Übung hat seinen Vers nicht zu bessern vermocht. In den kurzen Reimpaaren, die er, die Meistergesänge ausgenommen, überall anwendet, spüren wir nichts mehr von der entzückenden Formvollendung der Minnesänger; doch „lässt uns in seinen besseren Gedichten die grosse Trefflichkeit der Ausführung beinahe immer die Mangelhaftigkeit des Versbaues, die Härte und Unbeholfenheit des Reims vergessen".

Mit diesen Vorzügen und Mängeln erlangten Hans Sachsens Werke eine ausserordentliche Verbreitung. Auch zeigten die nächsten Jahrzehnte gute Ansätze zu einer Weiterentwicklung der dramatischen Kunst. Aber der erlösende Meister blieb aus. Und nun kam der dreissigjährige Krieg, der alle Knospen wie ein verheerender Maifrost erstarren liess. Die Fremdherrschaft trat auch auf dem Gebiete der Litteratur ein. Wenn Opitz der Roheit des Knittelverses abhalf und sich so um die Form Verdienste erwarb, so schnitt er zugleich die Möglichkeit eines Weiterbaus auf der volkstümlichen Dichtkunst des Nürnberger Meisters ab.

Es beginnt die Zeit, da die Dichter, meistens Gelehrte, auf Hans Sachs als elenden Reimschmied herabsahen, ja es unter ihrer Würde hielten, ihn zu nennen. Sie vergassen ganz, dass ihre bessere Form um so mehr den inneren Gehalt vermissen liess, nach dem man fast bei allen Dichtern des 17. Jahrhunderts vergeblich suchte.

Schon der berühmte Humanist Elius Eobanus Hessus hatte gleichzeitig mit Hans Sachs in Nürnberg lebend und wirkend im Jahre 1532 in einem lateinischen Gedichte zum Preise Nürnbergs und in einer Eingabe an den Rat von ungelehrten Laien gesprochen, die auch Bücher schrieben und damit zweifellos auf unseren Meister gezielt, der bereits im Jahre 1530 ein Preislied auf seine Vaterstadt gedichtet hatte, und doch war das deutsche Gedicht des Handwerkers weit besser als das lateinische des hochgelehrten Hessus.

Im 17. Jahrhundert spotten des Meisters Andreas Gryphius im Peter Squentz und Christian Weise in der zweyfachen Poetenzunft, auf der Wende des Jahrhunderts Wernicke in dem Spottgedicht auf seinen Gegner Postel. [1])

Bodmer erwähnt seiner in der Schrift „Charakter deutscher Gedichte“ gar nicht, in der 2. Auflage nur gelegentlich in seinem Urteile über Lohenstein und zwar in folgender Weise:

Als seine dunkle Sprach in Kissling-harten Thönen
Auf dem Parnass erklang, erschracken die Camönen,
So sehr als vor der Zeit, da der von Nürnberg kam,
Und einen Überfall des Berges übernahm.

Andere Gelehrte gingen noch schlimmer mit ihm um.

Im Hinblick auf diese Urteile weist der gutmütige Ranisch, der erste Biograph des Dichters, auf die Worte hin, die die Vernunft dem auf Unsterblichkeit hoffenden Meister nach seiner eignen Erzählung entgegenhielt:

„Solchs aber fehlet dir,
Wahrhaft das glaube mir,
Drum besser, du verschonst
Dein selb, du alter mon,
Weil doch ohn Danck und Lohn
Dein tichten ligt zu Grund.“

---

[1]) Anhang zu Wernickens poetischen Versuchen in Überschriften, wiederaufgelegt Zürich 1749.

Hans Sachs, der lang in Deutschland herrschte,
Und nach der Füsse Mass hier Schuhe macht und verschte,
Der in der Dummheit Reich und Hauptstadt Lobesan
Den ersten Preis durch Reim ohn allen Streit gewann . . . .

und in den Erklärungen zu dem Gedichte:

Ein feines Knäblein Hans Sachs war,
Der Gänsefedern braucht und auch zugleich Schweinshaar,
Der zwar durch seine enge Schuh den Leuten Leichtdorn machte,
Doch war derer keiner nicht,
Der, wenn er seine lange Vers las mit dem Angesicht,
Dass er des Schmerzens ungeacht nicht gleich darüber lachte.

Es berührt angenehm, wenn gegenüber diesen und vielen andern abfälligen Urteilen auch Männer auftraten, die ihn warm verteidigten. Freilich that man dies meist in unpassender, geschmackloser Weise, indem man ihn mit den ersten Dichtern des Altertums verglich.

Der gelehrte Jakob Schopper nennt ihn den Vergil seiner Zeit.[1])

Es mutet uns mehr an, wenn Böcler, „der grosse Lehrer der Geschichte" zu Strassburg, dem Meister zum Lobe sagt:

„Schlechte Wort und gut Gemüt
Ist das rechte, Teutsche Lied."[2])

Von Hoffmannswaldau gedenkt seiner in der Vorrede zu seinen Gedichten mit den Worten: „In abgelaufener, hundertjähriger Zeit hat ein ehrlicher Bürger zu Nürnberg, Hans Sachs, sich vorgethan, und in einem grossen Werke allerhand Spiele, Gesänge und dergleichen, unter dem Namen eines Meistersängers, in das Licht gestellt. Dessen Kopf und Art nach Beschaffenheit der Jahre, darinnen er gelebet, ich gar nicht tadele, und würde er, wenn er bessere Wissenschaft von gelehrten Sachen und genauere Anweisung gehabt hätte, es vielen, die nach seiner Zeit geschrieben und manche ungereimte Dinge uns sehen und hören lassen, weit hervorgethan haben".

Wagenseil sagt: „Es finden sich unter seinen Gedichten viele Sachen von guter Erfindung, auch so vernünftig ausgearbeitet, dass sie damals nit besser seyn können, und wegen des herrlichen Nachdrucks und Verstandes so überal sich zeiget, vielen, so neuerlich geschrieben worden, mit Rechten fürzuziehen seyn; nur dass die Reimung nicht von der Richtigkeit war, welche sie in diesem Seculo erlanget. Solchemnach sind Hannss Sachsen Gedichte auch von fürnehmen Gelehrten Leuten sehr gelobet worden und wird dessen Gedächtnuss von gemeinen Leuthen nicht minder als dess Homeri, Virgilii, Ovidii und Horatii von denen Gelehrten, so lange die Welt stehet, verehret werden.[3])

Der Polyhistor Morhof: „Man muss sich verwundern, dass ein Handwercksmann, der Lateinischen und Griechischen Sprache unkündig, so mancherley Sachen hat schreiben können, die nicht ohne Geist seyn[4]).

Auch das 18. Jahrhundert vergass den Meister nicht, ja man ging in seiner Wertschätzung noch weiter. So Christian Thomasius in seiner disp. de morum cum iure scripto contentione, wo es § 15 heisst: Nos ut historiam sacram merito fabulis et Platonis et Homericis praeferimus et Homerum (fremant licet poetae et paedotribae ac qui philologorum honestum nomen adhuc male usurpant) non

---

[1]) Descriptio et Historia Germaniae. Frankfurth am Mayn 1582.

[2]) „In seinem Gedicht auf Johann Küffers 1640 erhaltenes Doktorat."

[3]) J. Chr. Wagenseil: Buch von der Meister-Singer Holdseliger Kunst, Anhang zu desselben: Commentatio de civitate Noribergensi. Altdorfi Noricorum 1697. S. 517.

[4]) D. G. Morhofens Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie. Lübeck und Franckfurt 1700. S. 341.

aliter consideramus quam Coryphaeum aliquem phonascorum Noribergensium, der Meistersänger et adeo Joh. Saxonem iure meritoque suo titulum Homeri Germanici sibi vindicare putamus, Homerum autem, si absque adulatione rem consideramus, nihil sua virtute convenientius praetendere posse arbitramur, quam ut vocetur Graecorum Saxo, der griechische „Hans Sachs".

Ähnlich in seinen Anmerkungen zu Melchiors von Ossa Testamente, S. 118: „Wenn sich jemand darüber machen wollte, und den Text des Johann Sachsens so wohl aus seinen ernsthafften Reimen, als aus seinen Comödien, Fabeln und guten Schwäncken zum Grunde legte und auf den Rand mit des Homeri seinen Versen erklährete, würde meines Erachtens sehr durchdringen: denn Homerus war so wohl ein Meistersänger als Hans Sachse. Ja ich bin versichert, dass, wer Hans Sachsen und Homerum ohne Vorurtheil lesen wird, wird mehr Artigkeit und Judicium in Hans Sachs als in Homero antreffen."

Wetzel knüpft an die erste Stelle von Thomasius an und bemerkt zu den Worten „Graecorum Saxo, der griechische Hans Sachs": „Welche Thomasische Benennung dem Hanss Sachsen, wie es etwa scheinen mögte, keines weges zum Nachtheil gereichet, weil, obschon dessen Reim-Art nach den Regeln der heutigen Poesie sehr einfältig klinget, solche dennoch nach damahliger Zeit die beste, auch bey ihm selbst die alte Teutsche Redlichkeit war [1]).

Litzel: Hans Sachs, der alte und jedermann bekannte Nürnbergische Poet, ist eine Zierde nicht nur seiner Vaterstadt, sondern auch des ganzen Frankenlandes . . . Ob sich schon seine Reimen, nach der heutigen Art, nicht allezeit reimen, so sind doch seine Gedanken, als eines ungelehrten Schusters, bisweilen sinnreicher, als die Gedanken eines neuern Gelehrten, der sich für einen Poeten ausgibt. Ich sage von ihm, was Ovidius von dem Ennius gesagt: Ennius ingenio maximus, arte rudis [2])

Nachdem dann Gottsched in seinem „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen Dramatischen Dichtkunst" den Werken des Meisters einen grossen Raum gegönnt und ihm in der kritischen Dichtkunst das Lob gespendet hatte, er habe „kein übeles Geschicke zur Beobachtung der Charakter und zur Nachahmung der Natur" gehabt, liess sich Professor Will, ein Landsmann des Meisters in dem Nürnbergischen Gelehrten-Lexikon [3]) also vernehmen: „Was den Ruhm Hans Sachsens anbetrift, so ist es unbillig, wenn einige Neuere an ihm zum Ritter werden wollen. . . Es ist wahr, dass er nach unserm ietzigen Geschmack rauh und kaum ohne Lachen zu lesen ist. Allein deswegen kan er doch ein vortreflicher Poet seiner Zeit gewesen seyn . . . Er war in der That sutor ultra crepidam, und er bringt unserm Nürnberg gewiss keine Schande, indem ganz Deutschland keinen Dichter seines gleichen

---

[1]) Hymnopoegraphia oder Historische Lebens-Beschreibung der berühmtesten Liederdichter. Herrnstadt 1724. III. S. 109.

[2]) Nova Acta Scholastica (Joh. Gottlieb Biedermann) Leipzig 1749. II. S. 615.

[3]) Nürnberg 1757. S. 439.

von damaliger Zeit aufzuweisen hat. . . . Wenigstens findet sich niemand, der zu seiner Zeit soviel gedichtet, und in so vielen Werken des Geschmacks gearbeitet hat. Er überlieferte Übersetzungen, Fabeln, Erzählungen, Trauerspiele, Lustspiele, Lieder, schrieb auch in Prosa und in Religions-Sachen und muss dabey ein wohl belesener und in der H. Schrifft und Geschichte wohlerfahrner Mann gewesen seyn, ia wir zweiflen auch nicht, dass er Lateinisch verstanden habe. Die Hochachtung, die er in seinem Leben unter Hohen und Niedern und selbst unter den Gelehrten hatte, war ungemein gross."

An Will schloss sich ein ungenannter Gelehrter aus Schwaben mit einer „Ehrenrettung des Hans Sachs", in der es heisst: „Die schlechtesten Gedichte nennet man meistens Hanss Sachsen Verse. In diesem Urtheil liegt Unwissenheit, Ungerechtigkeit und Undank. Hanss Sachse war zu seiner Zeit einer der besten Dichter in Deutschland. Seine Ehre verdient gerettet zu werden. . . . Sowohl die Erfindung als Ausarbeitung sind bey vielen seiner Gedichte denen gegenwärtigen weit vorzuziehen, ausser dass der Reim hin und wieder Noth leidet. . . . Es ist keine Schande, ein Gedichte mit dem Hanss Sachsen Nahmen zu belegen. Hanss Sachsen Verse sind folglich keine andere, als Verse, die sich reimen, wie man es vor 200 Jahren in Nürnberg gekonnt hat. Wer etwas schimpfliches oder liederliches damit anzeigen will, dem wird diese Ehrenrettung seine Unwissenheit in der Dichter Geschichte und seine Ungerechtigkeit gegen einen verdienten Mann an den Tag legen."

Während die genannten Schriftsteller nur gelegentlich oder doch nur in engem Rahmen von Hans Sachs sprechen, erschien im Jahre 1765, in demselben Jahre, da der 16jährige Goethe die Universität Leipzig bezog, der erste Versuch einer umfassenden Lebensbeschreibung des Meisters unter dem Titel: Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens von M. Salomon Ranisch. 331 SS. Der Biograph, den Gottsched zu dieser Arbeit aufgemuntert hatte, ist ein braver Mann im Stile Gellerts, und wohlthätig berührt die überall hervorbrechende Liebe, mit der er den so vielfach verkannten Meister zu heben sucht. Aber als Schriftsteller steht er auf einer tiefen Stufe. Das Buch wird durch überflüssige Betrachtungen und Ermahnungen sehr weitschweifig. Seine Urteile sind zum grossen Teil schielend oder gar falsch. Einen Versuch, Hans Sachs als Dichter zu charakterisieren, macht er nicht. Höchst selten findet man eine so vernünftige Äusserung wie folgende: „Der Verehrer der deutschen Sprache könnte wohl in den Gedichten von Sachs einen Schatz von Wörtern und Redensarten finden, welche völlig aus der Gewohnheit gekommen sind; er könnte sehn, wie man jene vor Alters geschrieben und diese in der Verbindung gebraucht habe; er könnte hier und da einen Unterschied zwischen der allgemeinen Art Deutschlands und zwischen der eigenen Weise Frankenlandes zu reden entdecken: er könnte alle diese Mundarten prüfen und einige Dinge beibehalten, um die Sprache unsers Vaterlandes theils zu bereichern, theils zu verschönern." So schliesst sich der sächsisch Gebildete den Grundsätzen der Schweizer an. An anderer Stelle spricht er dann freilich wieder ächt sächsisch

von Mängeln, wozu an vielen Orten die altdeutsche und besonders fränkische Mundart kommt und die in unsern Tagen bei zärtlichen Ohren das Vergnügen des Lesers gar sehr vermindern."

Diese Lebensbeschreibung lenkte trotz ihrer Mängel die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen wieder auf den alten Meister. Kurz darauf wies denn auch noch der Mathematiker Kästner in seinen vermischten Schriften [1]) auf ihn hin mit den Worten, er habe viel mehr Natur geschildert als die grossen Abschreiber der griechischen und lateinischen Dichter, die seinen Namen ungern mit dem ihrigen würden nennen lassen.

Sieben Jahre später endlich liess abermals sein Nürnberger die Stimme zum Lobe seines Landsmannes erschallen. Es war Christoph Gottlieb von Murr in seinem: „Denkmal zur Ehre des sel. Herrn Klotz" welches er dem oben erwähnten Hofrat Kästner in Göttingen widmete.

Die angeführten Versuche, den Meister wieder zu Ehren zu bringen, kamen zur richtigen Zeit. Der Samen fiel befruchtend in die Seele des jungen Goethe, der grade damals seine Schwingen mächtig zu regen begann. Goethe erspart es sich, den früheren Lobrednern zu folgen und Hans Sachs ebenso wohlfeil als unpassend mit den ersten Dichtern des Altertums zu vergleichen; aber er studiert ihn und entlehnt ihm seit Anfang des Jahres 1773 manches in Sprache, Versmass, Dichtungsgattung und Stoff. Und dann setzt er ihm ein Denkmal, das von innigster Verehrung des Meisters Zeugnis ablegt und durch das sich Goethe selbst als Künstler und Mensch ein Denkmal geschaffen hat.

Die Zeit der Aufklärung sah mit Geringschätzung auf Bildung und Schöpfungen früherer Jahrhunderte herab. Indem man sich in Kunst und Litteratur dem Franzosentum in die Arme warf, brach man zugleich die Brücke ab, durch die man mit der deutschen Vergangenheit in Verbindung gestanden hatte. Nürnberg mit seinen altdeutschen Häusern, seinen gotischen Kirchen, heute das Entzücken jedes Wandrers, galt für eine Stätte der Barbarei, und erst die Romantiker erschlossen und verbreiteten das Verständnis für diese Perle unter den altdeutschen Städten.

Ein Vorläufer der Romantiker war Goethe. Ihm senkte Vaterstadt und manches Bildungsmittel der Jugend früh Neigung und Liebe zu jenen verkannten Zeiten, ihren Männern und ihren Schöpfungen in die Seele.

Schon der junge Wolfgang — ich folge der behaglichen Schilderung in Dichtung und Wahrheit — lebte in früheren Jahrhunderten.

In der Vaterstadt zogen seine Aufmerksamkeit auf sich die Pforten und Türme, welche die Grenzen der alten Stadt bezeichneten, dann weiter abermals Pforten, Türme, Mauern, Brücken, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war, im Innern die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Klosterbezirke nämlich und die aus früheren Jahrhunderten noch übrigen, mehr oder minder burgartigen Räume, wie der Nürnberger Hof, das

---

[1]) 2. Teil. S. 160.

Kompostell, das Braunfels, ferner der Römer mit seinem Wahlzimmer, seinem Kaisersaal und seinen geschichtlichen Erinnerungen. Er darf die goldene Bulle sehen und bewundern. Er ruht nicht, bis er den Zutritt zu dem Grabe „des braven, von Freund und Feind geschätzten“ Günther von Schwarzburg erhält. Und kam nun wieder die Messe, entstand inmitten der Stadt die neue Stadt, so bewunderte der Knabe die seltsamen Feierlichkeiten, welche desto ehrwürdiger erschienen, als sie die alte Zeit lebhaft vergegenwärtigten. Beim Pfeifergericht scheint ihm eine wunderbare Musik „gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte anzumelden“. „Man konnte sich diese symbolischen, das Altertum gleichsam hervorzaubernden Ceremonien nicht erklären lassen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Sitten, Gebräuchen und Gesinnungen der Altvordern zu erkundigen.“

„So setzte sich schon bei dem Knaben eine gewisse Neigung zum Altertümlichen fest“. Weitere Nahrung erhielt dieselbe durch die Volksbücher vom Eulenspiegel, den vier Haimonskindern, Fortunat, Faust, ewigen Juden, „jene schätzbaren Überreste der Mittelzeit“, die in Frankfurt selbst auf schreckliches Löschpapier gedruckt wurden, auf einem Tischchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers zu finden und für ein paar Kreuzer zu kaufen waren, die gelesen, zerlesen wurden, um von neuem gekauft und verschlungen zu werden. Dazu kamen die Märchen, die eine phantasievolle Mutter so köstlich zu erzählen wusste und denen der geweckte Knabe zu lauschen nicht müde wurde, das fleissige Lesen der Lutherschen Bibelübersetzung und Chroniken mit alten Holzschnitten.

Führten diese Bildungsmittel den jungen Wolfgang, „der von Natur zum Ahnungsvollen geneigt war“, in das Helldunkel früherer Zeiten, besonders des 16. Jahrhunderts zurück, so waren doch auch bei Zeiten andre Einflüsse geeignet, dieser Richtung entgegenzuwirken. Sowohl die Bekanntschaft mit dem französischen Theater, die er während des siebenjährigen Krieges machte, wie das Studium der Dichter der Gegenwart, den einen Klopstock ausgenommen, führten ihn in die Helle moderner Aufklärung. Diese Richtung musste neue Nahrung bekommen, als er mit sechzehn Jahren die Universität Leipzig bezog. Leipzig war eine durchaus moderne Stadt. Moderne Häuser, moderne Dichtkunst, glatte Formen, galante Lebensart, unter der sich nur zu oft Kälte und Frivolität barg, das waren die Merkmale von „Kleinparis“. Hier wusste man nichts mehr von alten Märchen; in dem hellen Tageslicht verstandesmässiger Anschauung konnten die alten Volksbücher nur lächerlich erscheinen. Der aller künstlerischen Empfindung, alles Schwunges bare Gottsched hatte Jahrzehnte lang eine nie gekannte Herrschaft geübt, aber trotz des redlichsten Strebens nur eine Zeit heraufzufuhren vermocht, die Goethe später wässrig, weitschweifig und null nennen durfte. Dieses Urteil trifft gewiss zu auf sämtliche Erzeugnisse, die aus Gottscheds Schule hervorgingen. Aber auch in der Weiterbildung der deutschen Sprache musste jetzt Wandel geschehen. Gottsched hatte sich durch ein nimmer müdes Wirken für Schaffen und Verbreitung einer allgemeinen Schriftsprache, die man schon über

ein Jahrhundert anstrebte, grosse Verdienste erworben. Doch war er bei seinen Bestrebungen nicht wie Luther in den unerschöpflichen Schacht der Volkssprache hinabgestiegen, sondern hatte in seiner „Sprachkunst", wie er selbst gesteht, nach den besten Schriftstellern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die selbst schon vielfach eine gelehrte, künstliche Sprache geschrieben hatten, eingerichtet. Er ging dem Zug der Zeit und seiner prosaischen Natur entsprechend ganz rationalistisch vor, die Sprache war ihm nur ein Verständigungsmittel, und deshalb ist sein Augenmerk einzig auf Klarheit und Durchsichtigkeit gerichtet, Eigenschaften, die er an der französischen Sprache bewunderte. Schon war er im Zuge, ganz Deutschland zu erobern, als ihm die Schweizer im Bunde mit Klopstocks sprachschöpferischer Kraft und Lessings vernichtender Kritik Einhalt geboten. Und das war gut. Wäre man auf der bisherigen Bahn weitergegangen, so hätte man der Sprache die Säfte unterbunden, die immer wieder aus der Volkssprache nach oben steigen müssen, um Tiefe, Fülle und Sinnlichkeit zu erhalten.

Indessen waren die Männer und Kreise, zu denen Goethe in Leipzig in Beziehung trat, durch die Schule Gottscheds gegangen. Hören wir, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit sein Verhältnis zu dieser Richtung schildert: „Ich war" erzählt er, „in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliss und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte: so blieben mir doch manche tiefer liegende Eigenschaften, die ich, weil sie mir ihrer Naivität wegen gefielen, mit Behagen hervorhob und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Der Oberdeutsche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn grosse Flüsse haben, wie das Meeresufer, immer etwas Belebendes), drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus und bei einer innern, menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprichwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen ist er öfters derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdrucks sieht, immer gehörig, nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstössig erweist.

Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn es ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft .... Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, dass nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Überzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, dass ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprichwörter

entbehren, die doch, statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen; alles dies, was ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen, ich fühlte mich in meinem Innersten paralysiert und wusste kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äussern hatte."

So urteilte Goethe, da Jahrzehnte hinter der Leipziger Zeit lagen. Der junge Student aber gab sich der herrschenden Strömung hin und liess sich von ihr tragen. Er vertauscht seine altfränkische Tracht mit Kleidern nach dem neuesten Leipziger Schnitt, so dass er seinen Freunden ein Stutzer, dem jungen Jerusalem, der später so unselig endete und das Urbild für den Werther wurde, gar ein Geck scheint, er lässt sich von ehrwürdigen Matronen in das Spiel einweihen, weil es in der Gesellschaft angenehm macht. Was er eben als Schüler Gellerts in den Vorlesungen gehört hat, trägt er sofort als selbstbewusster Lehrer der Schwester vor; er verbessert der Schwester nach sächsischen Regeln die Briefe, wie ihm Gellert die Aufsätze verbessert. Auch als Dichter geht er mit dem Strome. In Frankfurt schon anerkannt, kommt er selbstbewusst nach Leipzig, um alsbald kleinlaut zu bekennen, dass er noch Schüler sei, und seine Versuche ins Feuer zu werfen. Als die Verzweiflung gewichen ist, wird er Dichter im Leipziger Geschmack, er wird ein Schäfer an der Pleisse. Er will nichts mehr wissen von dem Geschmack, der in seiner Vaterstadt herrscht und schreibt wenig schmeichelhaft an die Schwester: „Unter uns, draussen bei euch residiert die Dummheit ganz feste noch." Und was haben wir von seinen anakreontischen Liedern, seinen Oden an Behrisch, seinen dramatischen Versuchen, kurz von seinen Leistungen bis zur Strassburger Zeit zu halten? Da ihm das Formtalent angeboren war und er ausserdem mit unermüdlichem Eifer gefeilt hat, um sächsischfranzösische Leichtigkeit, Gefälligkeit und Anmut zu erreichen, so haben sie gewiss Vorzüge, wie man auch oft genug hervorgehoben hat, aber der Inhalt ist wenig anziehend, teilweise sogar abstossend. Wären diese Schöpfungen Goethes die einzigen geblieben, so würden sie wie die meisten Schöpfungen der Anakreontiker längst vergessen sein.

Im Herbst 1768 nach Frankfurt zurückgekehrt, nimmt Goethe auf dem heimatlichen Boden den Faden wieder auf, den er in Leipzig hatte fallen lassen. Aus einer nüchternen, ja verletzenden Weltanschauung macht er den Sprung ins Mystische. Wochen und Monate ans Krankenbett gefesselt, lässt sich Goethe von einem Kreis frommer Leute, besonders der edlen Klettenberg, in den Zinzendorfschen Pietismus einführen, er liest mystisch-kabbalistische Werke in Menge wie Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, Helmont, Starkey, die Aurea Catena Homeri und operiert mit seiner Freundin auf Mittelsalz und Liquor Silicum.

Mochten auch diese Studien und Versuche Goethe nur ein belustigendes Spiel sein, sie führten ihn doch wieder in vergangene Jahrhunderte zurück und erfüllten seinen Geist mit Anschauungen, die später den äusseren Rahmen für die Gedankenwelt des Faust boten.

In Strassburg will der Genesene seine Studien fortsetzen und beenden, und hier erst wird er frei und gross. Geist und Gefühl erhalten Schwung und Tiefe.

Und wieder ist es die deutsche und die germanische Vergangenheit mit ihren Meisterschöpfungen, die diese Vertiefung hervorbringen hilft und die ihn dann auch in den nächsten Jahren, einer Zeit genialsten Schaffens, festhält.

Von den Schauern alter Zeiten umweht steht der zwanzigjährige Jüngling in stiller Mondnacht vor dem Säulenwald des Münsters. Unter der Rubrik gotisch hatte er bisher im Geiste der Zeit gleich einem Artikel des Wörterbuchs die Worte „unbestimmt, ungeordnet, unnatürlich zusammengestoppelt, aufgeflickt, überladen" gehäuft. Auch er hatte, nicht klüger als seine Zeitgenossen, in den allgemeinen Gesang eingestimmt: „Ganz von Zierat erdrückt!" und so graute ihm, als er zum ersten Male zum Münster wandelte, er werde ein missgeformtes, krausborstiges Ungeheuer sehen. „Aber mit welcher unerwarteten Empfindung", heisst es in seinem begeisterten Hymnus auf die deutsche Baukunst weiter, „überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, grosser Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und geniessen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, dass es also mit den Freuden des Himmels sei, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlischirdische Freude zu geniessen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit . . . . . Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese einfach und gross vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu geniessen und zu erkennen!" Es erscheint ihm der Genius Erwins und erklärt ihm das Werk, bis die Vögel des Morgens, die in tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegenjauchzen und ihn aus seinem Schlummer wecken. „Und nun weg mit dem Worte Gotisch! Das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, während sich der Franzose keiner eignen rühmen kann". Bei diesem scheint ihm alles Flitter und Maske, und er ruft aus: „Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner!" Die Kunstgeschichte lehrt, dass in diesen Worten manches Falsche unterläuft; aber Goethe glaubte so mit dem ganzen Feuer jugendlicher Begeisterung.

In dieser Stimmung eröffnet ihm Herder ein weites Land ungeahnter Anschauungen. Auch in Leipzig hatte man ihm mit beissendem Witz die litterarischen Tageserzeugnisse für eine Zeit verleiden können; aber man wusste ihm keinen Ersatz zu geben. Herder jedoch, der Goethe an Kenntnissen und Weite des Blicks überlegen war und in dessen Umgang sich noch mehr als in dem mit Merck „Gefühle entwickelten und Gedanken bestimmten", führt ihn aus der Enge des litterarischen Trödelmarkts und zeigt ihm die Dichtkunst ganzer Völker. Er reisst ihn in seinem von Hamann beeinflussten Prophetenstil in die eigne Begeisterung für die Griechen, für Shakespeare und das Volkslied. Wie Schuppen fällt es Goethe von den Augen. In Leipzig hatte er das Urteil Wielands, Shakespeare

erlaube sich jeden Unsinn und jede Unverständlichkeit, um sich nicht zu lange auf einen Reim besinnen zu müssen, zu dem seinigen gemacht; heisst es doch in einem Briefe an Behrisch: „Ich philosophirte im Sacke und jammerte ein Dutzend Allegorien im Geschmack von Shakespeare, wenn er reimt". Wie ganz anders jetzt! Shakespeare wird sein und seiner Freunde Abgott; alle sind shakespearefest. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt wird der 14. Oktober als Shakespeares Namenstag mit grossem Pompe gefeiert, die erste Gesundheit gilt dem Will of all Wills, die zweite Herder, der ihm jenen erschlossen hatte. Und welche Begeisterung in Goethes Festrede! Die erste Seite, die er in Shakespeare gelesen, machte ihn zeitlebens ihm eigen, und nach dem Lesen des ersten Stückes stand er da wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Er fühlte aufs lebendigste sein Dasein um eine Ewigkeit erweitert. Shakespeares Theater ist ihm ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. „Seine Plane sind", fährt er fort, „nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen oder bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstösst. Er wetteifert mit dem Prometheus, bildet ihm Zug für Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Grösse; darin liegt's, dass wir unsere Brüder verkennen". In der Farce auf Wieland heisst es jetzt: „Wäre er klug und könnte die Noten auf Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es thun".

Aus dem grossen Bildersaale des englischen Dichters, dem man sich stamm- und gedankenverwandt fühlte, führte Herder den Freund zu dem bescheidenen Volksliede. Goethe gewann es lieb wie seine Seele, er hascht auf seinen Streifereien im schönen Elsass zwölf Lieder aus den Kehlen der ältesten Mütterchen und trägt sie als einen Schatz an seinem Herzen, darunter das treffliche Lied vom Lindenschmidt, das wie ein Akkord des Götz klingt.

So taucht Goethe immer mehr in die Kunstgebilde germanischer und deutscher Vergangenheit, und es ist natürlich, dass er sich gleichzeitig von dem Franzosentum losmacht, das so lange wie eine Schlingpflanze deutsche Kunst an der Entfaltung gehemmt hat. Goethe hatte zur Vollendung seiner akademischen Studien Strassburg ausgewählt, um sich zugleich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Aber gerade hier wurde ihm die Sprache, die er von Jugend auf geliebt hatte, verleidet. Die Franzosen verstanden zu hofmeistern wie einst die Sachsen; Goethe jedoch war nicht mehr der lenksame Jüngling von Leipzig. Und als ihn nun Herder auf Wesen und Bedeutung der Muttersprache, Volksdichtung u. s. w. hinwies, da lehnte er die französische Sprache ganz ab. Im Anfange seines Aufenthaltes in Strassburg hat er sein letztes französisches Gedicht gemacht, und in seinen Ephemeriden finden wir die Bemerkung: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt". Aber er ging weiter. Auf der Scheide zweier Völker stehend wurde er

ins Grosse geführt und zum Vergleiche angeregt. Und da glaubte er zu bemerken, dass es mit der französischen Verwaltung ebenfalls recht bedenklich stehe und dass, wenn man auch mit den Einrichtungen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nicht prahlen dürfe, man doch auf den „Polarstern“ Friedrich hinweisen könne, „um den Deutschland, Europa, ja die ganze Welt zu treiben schien“. Und wie hätte ihn nach dem Umgang mit Herder die französische Litteratur noch anziehen können? War doch der ganze Kampf der Hamann, Herder, Goethe eine Auflehnung des Gemüts gegen jenen zersetzenden Verstand, der von Frankreich kam und in Voltaire den gewaltigsten Vertreter fand. Rousseau, den Vertreter des Naturevangeliums, ausgenommen, fand Goethe die ganze französische Litteratur „bejahrt und vornehm“. Voltaires verneinende, herunterziehende, misswollende, greisenhafte Kritik stiess ihn ab. Noch in Weimar schreibt er in einem Briefe an Frau von Stein über ein satirisches Werk Voltaires: „Kein menschlicher Blutstropfen, kein Funke Gefühl und Honnetetät, Höhe des Geistes, nicht Hoheit“.

So entfernt sich Goethe von der neueren französischen Litteratur und steigt in die deutsche Vergangenheit hinab. Zwar lehnt er ab, auf die Minnesänger einzugehen, auf die man ihn hinweist, aber er lebt und webt im 16. Jahrhundert. Diese Zeit mit ihren Kämpfen auf religiösem, politischem und geistigem Gebiete zieht ihn mächtig an. Es reizen ihn die eigentümlichen Gestalten, wie sie eine solche Zeit tiefster Erregung und dämonischen Strebens hervorbringt. Vor sein Auge tritt Götz, und jeder Auftritt des Dramas zeigt, wie sehr er sich in Geist, Triebkräfte und Farbe jener Zeit hineingelebt hatte. Es lockt ihn die Gestalt Faustens, den der Protestantismus „alles, was an Titanismus und sinnlicher Lust, an ernstem Wissen und gaukelnder Weisheit, an Grossthaten, Zaubermärchen und Possen aufgespeichert vorlag, auf die Schulter nehmen liess“ und in Gegensatz stellte zu dem Gottesmanne Luther, der die selbstherrliche Vernunft eine Cestia nennt, der davor warnt, in die hohen Gedanken zu fahren, während Faust Adlersflügel an sich nehmen will, um alle Gründe am Himmel und auf Erden zu erforschen. Wie eine Verkörperung des rastlosen Strebens und Suchens ergreift im 16. Jahrhundert auch der ewige Jude wieder den Wanderstab, und „kein Zufall dass dieser Weltfahrer zugleich mit Faust, dem Unbehausten den Wanderer Goethe anzog“.

So erstehen diese Gestalten des 16. Jahrhunderts, Götz, Faust, Egmont, in Meisterwerken zu neuem Leben, und wenn denn auch der ewige Jude Bruchstück blieb, so sehen wir doch, wie viel näher diese Zeit damals dem Dichter stand als alle andern Zeiten der Vergangenheit. Ein Sokrates, ein Cäsar, die er gleichzeitig plant, kommen nicht zur Ausführung, Prometheus und Mahomet bleiben Bruchstücke.

Inmitten des 16. Jahrhunderts, dieser von der tiefsten Erregung bis ins Mark zitternden Zeit, tritt uns wie ein liebliches Idyll freundlich und hell, klar und sinnig, glücklich und zufrieden das Leben und Wirken Hans Sachsens entgegen. Er hat nicht die Kampfesfreude Luthers, Huttens, nicht die Lust am vagabundierenden Landfahren wie Faust. Nachdem er in der Jugend wie jeder andere

Handwerker durch die deutschen Lande gewandert ist, Augen und Ohren für alles offen, lebt er, seine Vaterstadt nicht mehr verlassend, bis ins hohe Alter seinem Beruf und „der holdseligen" Kunst des Gesanges hingegeben. Alles, was ihm in Schrift und Leben erreichbar ist, in Reime kleidend und damit auch der Richtung der Zeit auf ein alles umfassendes Wissen und Können in seiner Weise den Zoll entrichtend, giebt er den Stoff durchweg, wie er ihm vorliegt, nicht mit der ätzenden Schärfe bestimmter Absichten durchsetzt.

Auch diese Gestalt tritt jetzt an Goethe heran. Sie sollte ihm Züge geben für seinen ewigen Juden, einen Zunftgenossen des Nürnberger Meisters, andererseits lehnt er sich auch, wie schon oben erwähnt, in seiner Dichtung an Hans Sachs an. Hören wir, was Goethe über diese Richtung im 4. Teile von Dichtung und Wahrheit sagt. „Die Deutschen", heisst es dort, „waren von der ältern Zeit her an den Reim gewöhnt, er brachte den Vorteil, dass man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Silben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinktmässig auch auf Sinn und Bedeutung der Silben, so verdiente man Lob, welches sich mancher Dichter anzueignen wusste. Der Reim zeigte den Abschluss des poetischen Satzes . . . . und ein natürlich wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechselung und Anmut. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, dass über den Silbenwert noch nicht entschieden, ja schwerlich zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gerne wagen . . . . Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch fussen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig atmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich in einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten und so befreundete man sich auch mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab, die Sprache hätte man erst studieren müssen, und das war nicht unsre Sache, wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realism sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde."

Also die allgemein herrschende Unsicherheit in Metrik und Rhythmik war das erste, das den Dichter auf die Reimpaare des Hans Sachs führte.

Der Alexandriner hatte abgewirtschaftet. Man war die immer wiederkehrende kurzatmige Satzbildung, die er fordert, satt; für sächsische Schäferpoesie mochte er noch gut genug sein; aber die mächtigeren Empfindungen, die aus Klopstocks begeistertem Herzen strömten, forderten ein neues Gefäss. Er benutzte die Masse der Antike, ohne sich über den tiefgreifenden Unterschied alter und moderner Rhythmik klar zu werden. Auch Goethe hat später den Hexameter

angewendet und um so besser angewendet, so lange er sich nicht von Vossens handwerksmässigem Regelkram beeinflussen liess. In der Zeit aber, um die es sich hier handelt, hat er sich von allen Massen der Alten fern gehalten. Er kennt noch nicht den Hexameter. Die lyrischen Versmasse der Sappho und des Alcäus, in denen Zeitgenossen mit Horaz wetteifernd die deutsche Sprache verzerrten und vergewaltigten, hat er überhaupt niemals nachgeahmt. Ein feines Taktgefühl, der durch Herder geweckte Sinn für das Volkslied, den Jungbrunnen echter Lyrik, hielt ihn von solchen Verirrungen zurück. Nur in den freien Rhythmen schliesst er sich den Alten näher an; ohne Reim, ohne Silbenzählung, ohne Strophenbau weiss er stets die richtige Form zu finden. Ich erinnere an den Wanderer, Mahomets Gesang, Prometheus.

Aber neben diesem hohen Odenschwung kannte Goethe auch „eine Poesie des Tages, deren er jede Stunde bedurfte.“ Dazu wählte er den Knittelvers von Hans Sachs, und in diesem haben wir noch eine ganze Reihe von Mitteilungen an Merck, Gotter, Boie, Herder, das Haus Buff in Wetzlar und andere. Er gebrauchte ihn in kleinen satirischen Lustpielen, zu denen ihm ein bewegtes Leben und ein weiter Freundeskreis den Stoff bot. Er schreibt aber auch darin grosse Teile des Faust, seines bedeutendsten Werkes. Und mit vollendeter Meisterschaft versteht er das Versmass zu handhaben. Wenn man sich ihm hingiebt, so wird man Viktor Hehns Urteil nicht wunderlich finden, der im Anschluss an die im 19. Jahrhundert in freieren und gemesseneren Knittelversen gedichteten Sprüche, Epigramme und Xenien Goethes meint: „Es ist nicht fremde, nicht etwa hebräische oder indische, sondern deutsche Weisheit, in der wir lesen, und der Knittelvers, — das fühlen wir lebhaft —, der Vers, der nur die Hebungen zählt, das eigentliche deutsche Metrum. Es ist zwar ein ungebildetes Silbenmass, wie es Goethe selbst nennt, aber eben darum ein heimisches, volksmässiges, von der Natur der Sprache gegebenes, zum Herzen redendes Mass.“

Also gerade das ungebildete, aber volkstümliche Versmass zog Goethe an, das Jahrhunderte für ein Zeichen der Barbarei gegolten hatte. Und wenn auch die rauhe Sprache des Meisters für die Leipziger Richtung etwas Abstossendes hatte, so hatte sie für Goethe genug des Anziehenden und Anheimelnden. Er fand bei Hans Sachs so manches, was ihm aus Luthers Bibel, aus Chroniken und Volksbüchern, aber auch vieles, was ihm aus der fränkischen Heimatsprache vertraut war. In Leipzig hatte sich Goethe der strengen Zucht der herrschenden Richtung unterworfen. Jetzt aber belehrt ihn Herder, dass man die Sprache bereichern müsse aus der nervenvollen Sprache entwichener Zeiten und aus der Volkssprache; er führt ihn damit auf den Weg, auf dem einst Luther so grosse Erfolge errungen hatte. Goethes Sprache wird durchaus heimisch, landschaftlich, fränkisch. „Er spricht gut, besonders original, naiv . . . Er hat seine eigne Sprache, seine eigne Wörter“ schreibt der zwanzigjährige Herzog von Weimar über Goethe in einem Briefe aus dem Februar 1875. Auf sächsischem Boden sollten sich dann die ver-

schiedenen Strömungen ausgleichen und Goethe, die Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts krönend, die deutsche Sprache zur höchsten Vollendung führen.

Wie weit aber Goethe auf Herders Anregung in den siebziger Jahren in der Anwendung des Grundsatzes ging, zu schreiben, wie man spricht, zeigen die zahlreichen Verkürzungen in den Jugendschriften wie 's (es und das), auf'm, aus'm, 'wa (etwa), ja, wie aus einer Abschrift des Wanderers von Karoline Herder hervorgeht, sogar d' (du) und 'r (der), bis der Spott Hamanns und Nicolais den Freunden die Sache verleidete.

Und wenn den „Herren Sachsen", um mit Dornblüth zu reden, der Grobianismus und die volkstümliche Derbheit in den Werken Hans Sachsens missfallen musste,* so konnten die Stürmer und Dränger, die selbst so gern mit kräftigen und drastischen Ausdrücken um sich warfen, daran Gefallen finden. Ja Goethe, der aus vielen Schriften den rohen Ton des 16. Jahrhunderts kannte, mochte sich wundern, dass Hans Sachs im Verhältnis so edel und gemessen war. Und Goethe war ein Frankfurter, dem der „Sachsenhäuser" gegenüberwohnt. Frau Aja selbst, die aus einer hochgeachteten Familie stammte, trug kein Bedenken, derbe, volkstümliche Ausdrücke zu gebrauchen, wenn sie den Nagel auf den Kopf trafen.

Konnten diese Eigenheiten Goethe den Meister nicht verleiden, so zog ihn eine andre Eigenschaft, wie er in der angeführten Stelle ausdrücklich bemerkt, besonders an. Er gewinnt lieb „die sich in einem chaotischen Zustande glänzend hervorthuende ernste Tüchtigkeit, den schlichten Bürger, wie sie sich auch zu sein rühmten". Der junge Goethe und seine Freunde kannten nicht den Gelehrtenstolz früherer Zeiten, der ängstlich die Berührung mit dem Volke mied. Grade das Vornehme, das nach Goethe immer ablehnend ist, war ihnen an der französischen Litteratur zuwider. „Sie suchten auf dem Boden heimischer Zustände, im volkstümlichen Leben von Stadt und Land, seiner dunstigen Atmosphäre, seinen empfindlichen Engen, derben Triebkräften, drastischen Sprache eine grössere Wärme der Darstellung". So Müller, Wagner, Lenz. Sie wollten selbst schlichte Bürger sein und verehrten den einfachen Mann, der in engem Kreis in treuer, redlicher Arbeit sein Tagewerk vollbringt, heute, morgen und übermorgen.

Auch Goethe lag diese Richtung nahe. Das naivere Leben des Westens hatte längere Zeit ein gemütliches Verhältnis der Stände bestehen lassen. Zeitlebens hat Goethe immer wieder den Zug zu den sogenannten geringeren Leuten verspürt. Es kam dazu die ihm von Kindheit an innewohnende Lust, blos menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit mit Liebe zu beobachten und zu umfassen, ein Zug, der den späteren Künstler ahnen liess. Es war einer der liebsten Spaziergänge des jungen Wolfgang, den er sich ein paarmal des Jahres zu verschaffen suchte, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuwandern und Beobachtungen anzustellen. Gärten, Höfe, Hintergebäude zogen sich bis an den Zwinger heran, man sah mehreren Tausend Menschen in ihre häuslichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zustände. Es macht ihm ein grosses Vergnügen, Handwerker zu besuchen, die der Vater in Arbeit setzt. Er gelangt

dadurch fast in alle Werkstätten, und da es ihm angeboren war, sich in Zustände andrer zu finden, jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran teilzunehmen, so brachte er manche vergnügliche Stunde aus Anlass solcher Aufträge zu, lernte eines jeden Verfahrungsart kennen und was die unerlässlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freuden, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand seiner stillen Aufmerksamkeit. „Und so", fährt Goethe fort, „entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Dasein als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgültig und zufällig erschien". So unterhält der jugendliche Wolfgang einen Verkehr mit Jünglingen, die gesellschaftlich tief unter ihm stehen. Von Leipzig schreibt er an seinen Freund Moors: „Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen." Dieselbe Richtung lässt den jungen Studenten bei einem Besuche in Dresden nicht einen Gasthof, sondern die bescheidene Herberge eines Handwerksgenossen des Nürnberger Meisters aufsuchen. Goethe hatte jenen schon aus einem Briefe kennen gelernt, worin derselbe trotz seines mühseligen Lebens die unverwüstliche Überzeugung aussprach, dass das Leben ein Gut sei. Und wie er sich den Meister gedacht, so fand er ihn. Er blieb sich immer gleich, weil alles aus einer Quelle floss. Sein Eigentum war ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüt ruhte und sich in der gleichmässigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Dass er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Notwendigstes; dass er alles Übrige als zufällig ansah, das bewahrte sein Behagen. „Und ich musste", schliesst Goethe, „ihn vor vielen andern in die Klasse derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewusstlose Weltweise genannt werden". Als er dann in die Kunstsammlung eintritt, sind es nicht die Antiken, trotzdem ihn Öser schon mit Winkelmanns Lehren erfüllt, trotzdem er Lessings Laokoon gelesen hat, nicht die unvergleichlichen, von ihm später über alles geschätzten Italiener, die ihn anziehen, sondern die Niederländer, welche das Leben im Kleinen, die einfachsten Gegenstände und Zustände darstellen, die auf Schritt und Tritt den Menschen begegnen, und als er in der Nacht in des biederen Meisters Haus zurückkehrt und den von einer Lampe erleuchteten, engen häuslichen Zustand erblickt, glaubt er das schönste Bild von Schalken zu sehen, wie er schon bei Tage, als er eintrat, um das Mittagsmahl zu geniessen, kaum seinen Augen getraut hatte, weil er ein Bild von Ostade zu sehen glaubte, so vollkommen, dass man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. So verehrte Goethe das tüchtige Leben in der Beschränktheit und Darstellung desselben in der Kunst. Und als ihn nach Jahren faustische Qualen ob der Unzulänglichkeit des Menschenwissens packten, als ihn auch ein stürmisch bewegtes Leben nicht befriedigte, lässt er Werther sprechen: „Es ist mir nie so deutlich geworden wie die letzten Tage, dass ich in der Beschränktheit glücklich sein könnte, so gut glücklich sein könnte wie

jeder andere, wenn ich nur ein Geschäft wüsste, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiss und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch, was er zu thun hat, ist ausgesprochen, was er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert; er arbeitet, ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Applikation und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zelle herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Tier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischer an seiner Hobelbank!" Diese Worte fliessen aus einem gereizten, krankhaften Herzen; später, als der Dichter den Frieden gefunden hat, hören wir ihn mit vollem Behagen auf ähnliche Gedanken und Betrachtungen zurückkommen. So schreibt er am 4. Dezember 1777 aus Goslar an Frau von Stein: „Hier bin ich nun wieder in Mauern und Dächern des Altertums versenkt. Bei einem Wirte, der gar viel Väterlichs hat; es ist eine schöne Philisterei im Hause; es wird einem ganz wohl. Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt! die aber gewiss für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden . . . ." und in einem Briefe vom 11. November 85 aus Ilmenau: „Ich habe noch eine köstliche Szene gehabt . . . . Ich liess einen Buchbinder rufen, um mir das Buch „Wilhelms" in meiner Gegenwart zu heften . . . . Unter der Arbeit erzählte er mir seine Geschichte und sprach über sein Leben. Jedes Wort, das er sagte, war so schwer wie Gold, und ich verweise dich auf ein Dutzend Lavaterische Pleonasmen, um die Ehrfurcht auszudrücken, die ich für den Menschen empfand."

Es ist natürlich, dass bei dieser Geistesrichtung Goethes auch der wackere Handwerksmann aus Nürnberg ihn anziehen musste, der emsig sein Tagewerk vollbringt, der aber zugleich eine kleine Welt in seinem Gehirne brütend hält, der mit klugem und liebevollem Auge so vieles schaut und bei dem das alles so leicht in Worte fliesst, der an der Hand der thätigen Ehrbarkeit und Rechtfertigkeit das Weltwirr-Wesen mit treuem Sinne erkennt, der über Ehr und Recht wacht, Frommkeit und Tugend bieder preist,

> Das Bös mit seinem Namen heisst,
> Nichts verzierlicht und nichts verkrizzelt,
> Nichts verlindert und nichts verwitzelt.[1])

Doch damit dürfte noch nicht alles erschöpft sein, was Goethe an dem Meister gefiel. Gewiss erfüllte ihn auch dessen Bibelfestigkeit und die Art, wie er biblische Stoffe behandelte, mit Behagen.

---

[1]) Vgl. „Hans Sachsens poetische Sendung". Das Gedicht wird im 2. Teile, der von den Anlehnungen Goethes an Hans Sachs handeln wird, näher besprochen werden. Derselbe wird auch das Verzeichnis der benutzten Werke bringen.

Goethe ist in seinem langen Leben nicht müde geworden, zu wiederholen, was ihm die Bibel gewesen ist, darauf hinzuweisen, welch ein nie zu erschöpfendes Gut die Menschheit in ihr besitze. Während der Vater, im Lehrfache wie auf manchem anderen Gebiete dilettierend, dem jungen Wolfgang grösstenteils nur lückenhafte und zusammenhangslose Kenntnisse überlieferte, verspürte dieser von der Bibel immer wieder eine volle und ganze Wirkung. „Ich für meine Person", erzählt er in Dichtung und Wahrheit, „hatte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder die andere Weise wirksam gewesen." Ich gehe nicht auf Goethes Auffassung der Bibel und seine Stellung zum Christentum ein. Sicher ist, dass er sich schon als Knabe in die Bibel hineinlebte. Mit 13 Jahren wählt er den alttestamentlichen Josef zum Helden eines Epos in Prosa. Mit 16 Jahren entwirft er das noch erhaltene Gedicht: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi", und nach Leipzig bringt er ein in Alexandrinern geschriebenes, beinahe vollendetes Drama „Belsazar" mit. Seine Schriften und Briefe sind, bezeichnend genug mit Ausnahme derer aus Leipzig, voll von biblischen Bildern, Sprüchen und Wendungen. Und er gab sich der Bibel hin, wie sie vorlag, und liess sie voll und ganz auf sich wirken. Angriffe und Spöttereien blieben wirkungslos. „Ich hatte zu viel Gemüt an die Bibel verwandt" sagt er später, „als dass ich sie jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemütlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wut geraten, und ich erinnere mich noch genau, dass ich in kindlich fanatischem Eifer Voltaire, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Sauls gar wohl erdrosselt hätte".

Verhasst waren Goethe dann später die Deutungsversuche der Aufklärer, und gerade zu der Zeit, da er sich in Hans Sachs vertiefte und ihn nachahmte, hat er dieselben mit den Waffen des Spottes und Hohns getroffen; es genügt, an die Satire auf Bahrdt zu erinnern. Dagegen war ihm der hingebende Glaube des frommen Jung-Stilling, der edlen Klettenberg verehrungswürdig. Einen frommen, kindlichen Glauben fand Goethe auch bei Hans Sachs, der da sagt:

Die heylig biblisch schrift
Was christlichs hayl betrifft,
Die ist schlecht und einfeltig
Geystreich und gar geweltig
Und die ihr hengen an,
Sind auch also gethan.

Hans Sachs besitzt für einen Laien eine ganz staunenswerte Belesenheit in der Bibel, wie es sich besonders in seinen prosaischen Gesprächen zeigt. Unzählig sind dann die biblischen Stoffe, die er behandelt, und alles atmet einen frommen, gläubigen Sinn. Wenn er zuweilen wie in den ungleichen Kindern Evae ohne Bedenken echt christlichen Gehalt, unbekümmert um alle Wahrscheinlichkeit, mit liebenswürdiger Naivität durch Züge aus der Gegenwart belebt, so hat Goethe dieses

Verfahren, besonders in der Malerei, stets gelobt. Noch im Jahre 1797 weiss er selbst in seiner Legende vom Hufeisen den launigen Ton zu treffen, den er des Meisters Schwank „Sankt Peter mit der Gaiss“ abgelauscht hat.

So versenkte sich Goethe in des Meisters Wesen und Art, gewann ihn lieb, ahmte ihn nach, suchte ihn aber auch bei den Zeitgenossen wieder zu Ehren zu bringen.

Goethe besass überhaupt eine wohlthuende Pietät, einen Trieb, Vergessenes ans Licht zu ziehen, Verkanntes ins richtige Licht zu setzen. Er ist schonungslos gegen Seichtheit im Leben und in der Litteratur. Mit offenem Freimut deckt er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen die ganze Erbärmlichkeit der meisten Tagesleistungen auf. Dagegen ergreift ihn ein Ekel, wenn man Wehrlose angreift, wenn man, wie C. R. Hausen that, einen Toten nicht ruhen lässt. Als dieser in einem Nachruf den von Lessing zur Unsterblichkeit verurteilten Klotz als Menschen und Schriftsteller in den Staub zog, ruft Goethe in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen entrüstet aus: „Was wird man zum Executor sagen, der dem Toten auch gar sein Sterbehemd auszieht und seine missgestalte Nacktheit, an eine Landstrasse hingeworfen, den Augen des Publikums prostituirt und Vögeln und Hunden preisgiebt?“

Auch an dem Götz arbeitete die Pietät mit. „Ich dramatisiere“, schreibt er am 28. November 1771 an seinen Strassburger Freund Salzmann, „die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib. . . . Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben und ich hoffe Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edeln Vorfahr (die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen), im Leben darstelle.“

Im Werther gilt es, „des Jünglings Gedächtnis von der Schmach zu retten“; auch die dithyrambischen Aufsätze über Erwin und Shakespeare bezwecken, die lang verkannten Meister und ihre Werke den Zeitgenossen wieder nahe zu bringen. „Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit“, heisst es in der „Deutschen Baukunst“, „verschliess dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komme, geniesse und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbey, dass du schauest sein treffliches Werk.“ Und wie er später noch zwei arme Menschenkinder, die ihm der Tod entriss, den armen Hofebenisten Mieding und die zu früh verstorbene Schauspielerin Becker, mit den köstlichsten Gaben verewigt hat, so war es ihm auch Bedürfnis, dem Nürnberger Meister Anerkennung zu verschaffen. Besonders gelang ihm dies in Weimar. Hier bringt man „das Narrenschneiden“ auf die Bühne. Der leicht empfängliche Wieland, dem Hans Sachs eine neue Erscheinung war, lernt alsbald, recht artige Knittelverse zu machen, und schreibt am 15. April 1776 an Lavater: „Wir beugen uns alle von Hans Sachsens Genius, Goethe, Lenz und ich. In weniger als vier Monaten soll keine Seele, die Gefühl und Sinn für

Natur und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeistes hat, in Deutschland sein, die Hans Sachsens Namen nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen soll." Kein Wunder, dass Bodmer, der, wie oben erwähnt, für Hans Sachs nur Spott hatte und sich in der fernen Schweiz in ohnmächtigem Hass verzehrte, weil die die neuen Sterne in Weimar seinen Namen verdunkelten, in einem Briefe an seinen Freund Schinz ausruft: „Zu welcher Unverschämtheit steigen die Göthe, Wieland, Bertuch! Sie erklären Hans Sachs zum hohen Dichtergenie, zum Spiegel der Natur, zum herrlichsten Schatz aus dem Mittelalter der deutschen Dichtkunst, zum Meister der Poeten!" Ganz im Sinne Goethes und zweifellos von diesem veranlasst wendet Wieland dann im Merkur von 1776 dem 16. und 17. Jahrhundert eine besondere Aufmerksamkeit zu, nicht „um von jenen grossen Männern zu sprechen, deren Bildnisse, Charakter und Thaten allgemein bekannt sind, sondern um vornehmlich das Andenken solcher Männer, die in unverdiente Vergessenheit gefallen, wiederherzustellen und die Manes derjenigen zu versöhnen, die man von langem her in einem falschen Lichte zu sehen und ihren wahren Wert zu misskennen gewohnt gewesen ist." Da erscheinen denn Bildnisse, kurze Lebensabrisse, Urteile und auch wohl Bruchstücke aus den Werken von Seb. Brand, Gailer von Kaisersberg, Ulrich von Hutten, Hans Sachs, Joh. Fischart, Willibald Pirkheimer. Den Abschnitt über Hans Sachs, dem die beiden Gedichte des Meisters: „Der Liebe Zank" und „Sankt Peter mit der Gaiss" beigegeben sind, eröffnet Goethes herrliche Schöpfung „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens Poetische Sendung".

Während Goethe seine Freunde erst mit dem Meistersänger bekannt machte, schloss er selbst mit der Richtung ab, die ihn zu Hans Sachs geführt hatte. Er wendet zwar wohl auch später noch einmal Sachsens Art an, wie in der Legende vom Hufeisen, er schreibt noch im Jahre 1828 einen Prolog zu Deinhasdsteins „Hans Sachs". Allein schon mit den ersten Jahren in Weimar schwindet die Richtung auf das derb Volkstümliche, körnig Altdeutsche, eng Heimatliche. Die üppigen Auswüchse der fränkischen Mundart werden abgeschnitten. Sein Gesichtskreis erweitert sich, und war in dem ersten Abschnitt seines dichterischen Schaffens die unerschöpfliche Fülle und Kraft, die wie ein Bergstrom dahinbrauste, bewundernswert, so ist es jetzt immer mehr die Kunst, allgemein Menschliches in edelster Form zum Ausdruck zu bringen. Auf diese Richtung war Goethe durch seine natürliche Begabung noch mehr hingewiesen als auf die obengenannte, wie er ihr denn auch von nun an zeitlebens treu blieb. Sie war ausserdem von Jugend auf im Stillen genährt worden durch Werke der italienischen Renaissance und der Antike, durch die Lehre Winkelmanns und Ösers, durch Homer.

Und so befreite er sich jetzt von Hans Sachs, doch nicht, ohne ihm für die gebotene Freude und den Gewinn, der ihm geworden, seinen Dank auszusprechen. Es war auf einer Reise nach Leipzig im März 1876, die er mitten aus Hoffesten heraus antrat, als ihm noch einmal die Gestalt des schlicht bürgerlichen, in tüchtiger Gesinnung heiteren, gedankenfleissigen Handwerksmannes ent-

gegentrat, und wie einst Hugo von Trimberg den grossen Dichter des Mittelalters mit den Worten gefeiert hatte:

„Hêr Walther von dr Vogelweida,
swer dez vergaeze, taet' mir leida",

wie Goethe selbst seinen Götz mit den Worten: „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!", „Johanna Sebus" mit den Versen schliesst:

Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
In Leben und Tod nichts nachgefragt,

so nimmt er von Hans Sachs Abschied mit dem Spruch:

„In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!"



Jahresbericht

über das

Städtische Realgymnasium

zu

Coblenz.

Schuljahr 1892|93.

Inhalt: 1) Hans Sachs und Goethe. 2. Teil. — Georg Wahl.
2) Schulnachrichten vom Direktor.

Coblenz 1893.
Buchdruckerei von Heinr. L. Scheid, Gemüsgasse 14.

1893. Programm Nr. 472.

Sachs und Goethe.

II. Teil.

Von

Georg Wahl.

.bhandlung haben wir auseinandergesetzt, wie Goethe
·de, ihn schätzen lernte und dann bei seinen Zeit-
bringen suchte. Es erübrigt darzuthun, wie er sein
die Werke des alten Meisters befruchten liess.
e war es vor allem der Vers Hans Sachsens, den er
ıchten wir diesen an erster Stelle!
tungen gebraucht Goethe bis zur Rückkehr von Strass-
Zeit. In einem Briefe an seinen Freund Riese vom 30. Oktober 1765 werden jambische Fünffüssler von Hexametern und Alexandrinern abgelöst. Die kleineren Gedichte werden in den üblichen Formen der Hagedorn, Gellert, Gleim und andrer gedichtet. Daneben treten freiere Schöpfungen ohne Reim, mit wechselndem Rhythmus und Versen von verschiedener Länge wie die Oden an Behrisch. Endlich finden wir unregelmässige Verse, die sogenannten vers irréguliers. Das umfangreichste Beispiel ist der Brief an Friederike Oeser in Leipzig vom 6. November 1768. Hier haben wir Vier-, Fünffüssler, Alexandriner, zwischen ihnen zuweilen Ein- und Zweifüssler, alles verbunden durch die mannigfachsten Reimverschlingungen.[1] Seine dramatischen Versuche, „die Laune des Verliebten“ und „die Mitschuldigen“ weisen noch den Alexandriner auf, der damals grade mit seinem Schutzherrn Gottsched aus der Mode kam. In allen diesen Formen bewegte sich Goethe von Anfang mit Leichtigkeit, und einige seiner Lieder waren so vollendet, dass er später nur wenig daran zu bessern wusste. Nach seiner Rückkehr von Strassburg bevorzugt er dann wieder die freieren Versmasse wie im Wandrer, in Wanderers Sturmlied, im Fels-Weihegesang an Psyche, Pilgers Morgenlied an Lila, im Mahomets Gesang, im Prometheus, während er gleichzeitig Ende 1771 Gottfried und Anfang 1773 Götz in Prosa schreibt.

[1]) Vgl. Belling: Beiträge zur Metrik Goethes. Bromberg 1885 und 1887.

In der Zeit, da er seinen ersten grösseren dramatischen Versuch umarbeitete, scheint er sich auch in Hans Sachs, den Zeit- und Stammesgenossen des Ritters mit der eisernen Hand, vertieft zu haben. Wenigstens begegnen wir mit dem Anfang des Jahres 1773 den ersten kurzen Reimpaaren. „Der leichte Rhythmus", sagt Goethe, „der sich willig anbietende Reim schien so bequem zur Poesie des Tags, und deren bedurften wir jede Stunde". So finden wir denn von nun an in kurzen Reimpaaren eine Reihe von scherzhaften Briefen an Freunde. Der erste ist aus dem Januar 1773 und an Kestner in Wetzlar gerichtet („Der junge Goethe" I, 340). Nachdem Goethe in einer dem Chronikenstil nachgeahmten Prosa begonnen, fährt er in Reimpaaren mit 4 Hebungen fort, die durch 4 kürzere, kreuzweise gereimte Verse abgeschlossen werden. In einem Briefe vom 15. September 1773, ebenfalls an Kestner gerichtet, finden sich als Einschluss für Charl. Kestner wieder 16 paarweise gereimte Verse (J. G. I, 381). Gleichen Charakter tragen weiter das Begleitschreiben an Gotter bei Uebersendung des Götz von B. aus dem Sommer desselben Jahres (J. G. II, 34) und ein ähnliches Briefgedicht an Merck (Goethe-jahrbuch II, S. 225). Unter den Gedichten bis zur Uebersiedelung nach Weimar mögen noch erwähnt werden: „Diné zu Coblenz" vom 18. Juli 1774 (J. G. III, 152), „In eine Zeichenmappe. An Merck" (J. G. III, 156) und „Eintrag in das Stammbuch Johann Peter Reyniers." (J. G. III, 174).

An diese kleineren Gedichte schliesst sich eine zweite Gruppe von umfangreicheren dramatischen Versuchen in kurzen Reimpaaren an, in denen Goethe Personen und literarische Strömungen bald mit liebenswürdiger Laune, bald mit überlegenem Witz und schneidender Satire trifft. Grade in neuerer Zeit haben Untersuchungen, bei denen sich besonders Wilmanns und Scherer Verdienste erworben haben, noch so mancher Maske die Larve weggezogen, so dass man jetzt in wohlbekannte Gesichter aus Goethes Umgangskreisen blickt. Auch diese Gedichte sind ganz oder teilweise in kurzen Reimpaaren gedichtet. Es gehören dahin aus dem „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel der „Prolog", „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, ein Schönbartspiel", „Ein Fastnachtspiel vom P. Brey, dem falschen Propheten", „Satyros oder der vergötterte Waldteufel, Drama" und der kleine „Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt".

Aber nicht nur solche Werke, denen ich noch das Bruchstück, „Hanswursts Hochzeit oder der Lauf der Welt" zugeselle, sondern auch Schöpfungen, in die der Dichter den ganzen Gehalt seiner Seele legte und in die er mit tieferregtem Herzen Freud und Leid des Menschenlebens ausströmt, sind teilweise in dieser Versart gedichtet. Hierhin gehören „des Künstlers Erdewallen," „der ewige Jude" und endlich „Faust".

Die Anwendung dieser Versart fand dann fürs erste ihren Abschluss in dem Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung", auf das wir später im einzelnen eingehen werden.

Abgesehen von den Meistergesängen, die Goethe nicht kannte, gebraucht Hans Sachs die kurzen Reimpaare. Das Ausschlaggebende ist die Silbenzahl, die auf männlichen Schluss ausgehenden Verse haben 8 Silben, die weiblich endenden 9 und die mit gleitenden Reimen 10 Silben.[1]) Um nun die bestimmte Zahl von Silben zu erhalten, thut Hans Sachs der Sprache oft aufs grausamste Gewalt an, besonders erlaubt er sich die erstaunlichsten Wortverkürzungen und Wortverlängerungen. Noch regelloser ist der Rhythmus. Der Dichter skandiert im jambischen Tonfall, aber Versaccent und Wortaccent liegen fortwährend im Kampfe; die schwebende Betonung wendet der Dichter in allen Versfüssen an. Liest man aber die Verse nach dem Wortaccent — und nur so kann sie Goethe gelesen haben — so haben wir bei 4, selten 3 Hebungen meist jambischen Anfang, neben 1silbigen auch 2silbige Senkungen und nicht selten unmittelbare Aufeinanderfolge von 2 Hebungen.

Goethe legt nun das Gewicht auf die Zahl der Hebungen, die Silbenzahl ist mehr Nebensache. Im ganzen hält auch er am 8 und 9silbigen Verse fest, aber wir finden auch sehr viele Ausnahmen. So reimen in dem Schreiben an Gotter gleich von Anfang an auf einander Verse von 9 und 11 (weiblich), von 7 und 10 (männlich), 8 und 8 (männlich), 8 und 9 (männlich), 9 und 10 (männlich), in dem Fastnachtspiele Verse von 10 und 11 (weiblich), 9 und 8, 8 und 10 (männlich), 10 und 11, 9 und 12 (weiblich), und in Fausts erstem Monologe nach dem „Urfaust“ Verse von 8 und 8, 9 und 8, 8 und 8, 9 und 9, 8 und 9 (alle männlich), 9 und 9, 12 und 11, 10 und 9, 10 und 9, 9 und 11 Silben (alle weiblich), worauf die 12 folgenden Verse mit Ausnahme eines einzigen die bei Hans Sachs übliche Zahl haben. Diese freiere Behandlung der Silbenzahl ist um so weniger bedenklich, wenn die Reime so schnell auf einander folgen, wie es in den Reimpaaren der Fall ist, oder wenn, wie Helena im zweiten Teil des Faust voll Verwunderung und Entzücken sagt, da ein Wort zum Ohre sich gesellt hat, gleich ein andres kommt, dem ersten liebzukosen. Hans Sachs wäre gewiss in manchem seiner Gedichte geniessbarer, wenn er sich in dieser Beziehung mehr hätte gehen lassen und dafür die Sprachverrenkungen vermieden hätte. Doch auch bei ihm ist diese Silbenzahl oft nur für das Auge hergestellt. Wenn er, um einige Beispiele aus den Fastnachtspielen auszuheben, schreibt „haltn, suchn, knechtn, odr, einr, reutr, meinr, unsr“, um eine Silbe auszumerzen, so konnten doch die Formen deshalb nicht anders gesprochen werden, und wenn wir bei ihm finden: „Einer wirt geschossn, der andr lam gschlagen“ (IX, 217, 10) [2]), so hat er allerdings 9 Silben herzustellen gewusst, doch muss man annehmen, dass die Härten beim Sprechen nicht so sehr hervortraten, viel-

---

[1]) Sommer: Die Metrik von Hans Sachs, Halle 1882. Die Gedichte von 6, 7 und 8silbigen Versen bleiben unerörtert, weil man bei Goethe nichts findet, was ihnen an die Seite gestellt werden könnte.

[2]) Ich führe Hans Sachs an nach der Neuausgabe des Stuttgarter literarischen Vereins von Keller und Götze, von der bis jetzt 18 Bdd. erschienen sind.

mehr die unterdrückten Silben wieder erschienen. Also wäre der Unterschied in der Silbenzahl bei Goethe und Hans Sachs auch oft nur scheinbar. Besonders machen dramatische Stücke. wie die Fastnachtspiele bei beiden Dichtern denselben Eindruck, wenn man sie, was ich nochmals betone, nach dem Wortaccent liesst; nur dass sich Goethe die Härte der unmittelbaren Aufeinanderfolge von zwei betonten Silben sehr selten gestattet.

Der Reim ist bei Goethe wie auch bei Hans Sachs und überhaupt in der deutschen Dichtung meist männlich. Was seine Reinheit angeht, so treffen wir im allgemeinen keine weiteren Eigentümlichkeiten als jene, die sich auch in den sonstigen Jugenddichtungen Goethes [1]) finden und zumeist durch die heimische Mundart veranlasst sind, während selbst die Verehrer von Hans Sachs, die schon vor Goethe sein Lob sangen, ihm seine Willkür in der Reimbildung vorwerfen mussten. Ganz vereinzelt steht der Reim daran — Haimon (J. G. III, 210, V. 13). Doch ist zu bemerken, dass Strehlke aus Goethes und Salzmanns Handschrift die Lesart Heyemann mitteilt, wie Goethe auch schrieb Heumann (J. G. III, 196). Der Reim Brunn — herum (J. G. III, 444, V. 9) entschlüpfte ihm wohl infolge rascher Arbeit.

Die Verse sind mit geringen Ausnahmen paarweise gereimt. Wenn wir jetzt die 4 ersten Verse des ersten Monologs von Faust kreuzweise gereimt lesen, so ist darauf hinzuweisen, dass auch diese Verse, wie der „Urfaust" zeigt, ursprünglich paarweise gereimt waren. Doch findet sich auch der Dreireim, wie ihn Hans Sachs wiederholt, besonders im Drama, angewendet hat. So in der Satire auf Bahrdt: schwer — sehr — mehr, kursiren — ruliren — produziren, Thier — mir — dir (J. G. II, 382, V. 4—6, 9—11 und 22 ff.), im „Diné zu Coblenz" V. 11—13: Rohr — Thor — vor (J. G. III, 152), in „des Künstlers Erdewallen": nicht — anspricht — Angesicht (III, 201, V. 3—5), im „Jahrmarktsfest": vergnügen — liegen — kriegen (III, 210, V. 25—27), Freundlichkeit — Gesundheit — Zeit (III, 211, V. 23—25), weisen — Reussen — Preussen (III, 212, V. 7—9), hinnen — beginnen — besinnen (III, 213, V. 11—13), modifiziren — recktifiziren — combiniren (III, 214, V. 10—12), im „Fastnachtsspiel": nein — ein — seyn (III, 223, V. 10—11), Gemein — Lämmelein — Brüderlein (III, 227, V. 21—23), im „Satyros": allein — seyn — mein (III, 469, V. 1—3), Haus — raus — aus (III, 470, V. 9—11), Mücken — Blicken — Rücken (III, 470, V. 14—16), Blut — Gluth — thut)III, 477, V. 10—12), hier — Thier — dir (485, 7—9), Licht — Angesicht — nicht (486, 4—6). Dass Goethe dabei bestimmte Grundsätze und Absichten verfolgt hätte, kann man nicht sagen. Wenn ihm die 3. Reimsilbe in die Feder floss, so trug er eben kein Bedenken, sie stehen zu lassen. An manchen Stellen wirkt auch die zweimalige Wiederholung sehr gut, besonders bei den Zeitwörtern wie kombinieren, rektifizieren u. s. w.

---

[1]) Alle diese Eigenheiten sind von Belling a. a. O. sorgfältig zusammengestellt.

Diese Zeitwörter, und damit komme ich zur Sprache, sind bei Goethe wie bei Hans Sachs im Reim sehr beliebt. Ich füge zu den oben angeführten Beispielen noch hinzu: reduciren — klassificiren (Faust I, 1590), präparirt — einstudirt (Faust I, 1604), kathechisirt — interessirt (Faust I, 1215 und 1217). Bei Hans Sachs sind diese Reime auch meist aus Fremdwörtern gebildet, noch viel zahlreicher: spaciren — refiren (I, 25, 14), revocirn - declarirn (I, 129, 17), sabatisieren — regieren (I. 193, 35), probieren — defendieren (I, 342, 4), conversieren — disputieren (I, 342, 26), dispensirt — procurirt (II, 58, 7), regirt — tribulirt (II, 127, 37) describir — absolvir (III, 47, 27), studieret — imaginieret (III, 105, 28), ferner III, 134, 4, 205, 18, 220, 10, 220, 33, 245, 32, 248, 27, 473, 17, 535, 13, 536, 12, 537, 17, 541, 16, IV, 29, 25, 121, 25, 435, 17, VI, 30, 6, 380, 23, VII, 65, 10, 237, 9, 314, 29, 376, 23, VIII, 25, 24, IX, 18, 5, 310, 35, 545, 35, XII, 3, 6. Weitere Eigentümlichkeiten dieser fränkischen Reimpaare, die sich aus der Volkssprache erklären, sind Auslassung des persönlichen Fürworts als Subjekt, Umschreibung mit thun, doppelte Verneinung, Verkleinerungswörter in den naiven Teilen, und alles dies kommt auch bei unseren Dichtern vor. Reime, die sich, gestützt auf die Volkssprache, in den kurzen Reimpaaren immer fortgeerbt haben, sind eingericht — nicht (J. G. III, 218) und vergifft (vergiftet) — gestifft (J G. III, 223), die wir buchstabengetreu schon bei Hans Sachs finden (III, 156, 24, VIII, 311, 20, I, 77, 16, I, 131, 2, I, 254, 3, II. 275, 35, III, 442, 31, IV, 240, 24, XII, 430, 3). Noch mehr fällt das in die Augen bei den aus Goethes späterer Zeit stammenden Reimen, die ich hier gleich verzeichnen will, wie geschicht — nicht (Loeper, Goethes Gedichte III, S. 145), geschicht — gericht (Loeper III, 277 und Faust II, 5, V. 300), die wir ebenfalls buchstabengetreu bei Hans Sachs finden (I, 95, 23, I, 25, 5). Man begegnet auch sonst noch mancher Aehnlichkeit im Reim und Ausdruck Wie Leonore im Fastnachtspiele in Gedanken an Balandrino, der in Italien als Hauptmann dient, ihrer Sehnsucht Luft macht mit den Worten: „Mir ist im Herzen weh und bang, mein Bräutigam der bleibt so lang“, so ruft bei Hans Sachs eine Fürstin in Sorge um ihren Gemahl, der an den Rhein in den Krieg gezogen ist: „Ach gott, mir ist im hertzen bang, wie ist mein fürst nur aus so lang! (XVI, 62, 12) und Achilles: Mir ist gleich in meim hertzen bang, mein freundt Patroclus ist ausz lang!“ (XII, 287, 21). Aehnlich noch VIII, 39, 14 und 87, 11. Wie es bei Hans Sachs heisst: „Hab euch mein tag vor nie gesehen“, so spricht im Urfaust Gretchen zu Faust: „Hab dich mein Tage nicht gesehn“. Man muss jedoch vorsichtig sein und nicht überall Beziehungen wittern wollen, da beide Dichter, die aus der fränkischen Volkssprache schöpften, sich naturgemäss im Ausdruck berühren. Dies darf man auch nicht vergessen, wenn sie sich in der Verkürzung und Zusammenziehung von Formen begegnen. Erstaunlich ist, wie schon oben bemerkt, was Hans Sachs in dieser Beziehung leistet. Aber auch bei Goethe sind solche Formen nicht selten. Wir finden, abgesehen von der häufigen Abstossung des tonlosen e in der Flexion Formen wie aus'm (aus dem), auf'm, auf'n, unter'n, ans (an das), bei'n (bei den),

's (das), 's (es ist), ein, mein, sein (Acc. Singl. masc.), 'wa (etwa), 'rab (herab) und anderes mehr. Aber die Gründe, durch die beide Dichter zu diesem Vorgehen veranlasst wurden, waren verschiedener Art. Ist auch bei Hans Sachs vieles auf Nürnberger Mundart zurückzuführen, so handelt er doch auch in vielen Fällen nach Willkür, um nur die bestimmte Silbenzahl herzustellen. Goethe kannte solche Rücksichten nicht, vielmehr folgt er als gelehriger Schüler den naturalistischen Grundsätzen Herders. Schriftkorrektheit war diesen Stürmern nichts Heiliges. Sie belauschten die lebendige Sprache und suchten das Wort genau, wie es aus dem Munde quoll, in der Schrift festzuhalten. Daher diese Verkürzungen, wie sie die Volkssprache bot, die uns schon sehr zahlreich in der ersten Bearbeitung des Götz begegnen. Nachahmung von Hans Sachs darin sehen zu wollen, wäre verkehrt.

Um so sicherer ist, dass sich Goethe auch in einer Kunstform Hans Sachs zum Muster genommen hat. Dies ist der Fall in dem Fastnachtspiel, das unverkennbar den Geist und Charakter der Hans Sachsschen Fastnachtspiele hat. Letztere sind Possen, lustige dramatische Schwänke. Ohne in einer näheren Beziehung zur Fastnachtzeit zu stehen, wollen sie nur erheitern und, wie Hans Sachs nicht anders kann, belehren. Ohne persönliche Angriffe verspotten sie die Fehler und Gebrechen der verschiedenen Geschlechter, Alter, Stände und Gewerbe. Mit besonderer Vorliebe führt uns der Dichter in die Enge des bescheidenen Bürgerlebens, in die Beziehungen von Haus zu Haus, von Nachbar zu Nachbar. Ebenso tritt in dem P. Brey der Würzkrämer in seinem Laden auf, die Nachbarin, mit welcher er infolge von Verleumdung in Unfrieden lebt, erscheint endlich wieder einmal und fordert für 3 Pfennige Schwefel und Zunder u. s. w. Wenn die Posse auch, wie bekannt, eine persönliche Satire ist, so sind die Personen doch zugleich typisch, so dass die Ähnlichkeit mit Hans Sachs in die Augen springt. Wie weiter Hans Sachs in dem Fastnachtspiele die Einteilung in Auftritte unterlässt [1]), so auch Goethe in dem seinigen. Je mattherziger ferner die Empfindungen sind, die Goethe zu treffen sucht, um so derber ist die Art, wie er zuschlägt, auch ganz im Geiste der urwüchsigen Weise Hans Sachsens und seiner Zeit. Wie die Sachsschen Dichtungen, darunter viele Fastnachtspiele, mit einer Ermahnung abschliessen, so macht auch Balandrino den Schluss mit einer Lehre [2]). Endlich möchte ich noch darauf hinweisen, dass selbst der äussere Umfang des Fastnachtspieles bei beiden fast gleich ist. In 53 Fastnachtspielen von Hans Sachs schwankt die Zahl der Verse zwischen 300 und 400, das Goethesche Stück hat 335 Verse.

Der „Satyros" zeigt, im ganzen genommen, weniger Verwandtschaft mit Sachsens Art. Dass aber Goethe im einzelnen auch in diesem Stück dem älteren Meister zu danken hat, ist unzweifelhaft; es wäre sogar möglich, dass er von ihm die Anregung zu demselben erhalten hätte. Wilmanns hat zuerst darauf hingewiesen, dass Goethe einen Zug für den Satyros aus Sachsens „Fabel von dem

---

[1]) Von den 81 Stücken, die uns erhalten sind, machen nur 3 eine Ausnahme.
[2]) Vergleiche dazu Hans Sachs XIV, 218 und XVII, 197.

waldtbruder mit dem Satyrus“ (IX, 180) entlehnt hat. Der Inhalt der Fabel ist folgender: Ein Pilger reist durch einen dicken, wüsten Wald. Es ist grimmig kalt, der Wind hat sein Spiel mit dem Schnee getrieben und die Strasse verweht. Der Pilger weiss nicht, wo ein noch aus, ist schon ganz erstarrt und meint zusammensinken zu müssen. Da sieht ihn ein Satyrus, „das gar kleine waldtmännlein sein, die haben geiszfüsz allgemein und kleine hörnlein an der stiern, die wonen auffs birges refiern.“ Der Satyrus hat Mitleid mit dem Pilger und führt ihn „in die elenden hütten sein, die mit gerten verzeunet war und mit letten verkleibet gar, bedeckt mit schlaten, laub und grass. Vor windt und regen sicher was. Da er den bilger sitzen hiess, ruhen und ihn verblasen liess.“ Der Pilger bläst in seine kalten Hände, und der Satyrus verwundert sich heimlich, dass er auf diese Weise die Hände erwärmen könne; dann bringt er ihm „siedig-heisen wein, das er die innern glieder sein auch mit dem wein erwermen sollt“. Als der Waldbruder nun aber auch in den Wein bläst, um ihn zu kühlen, weist ihm der Satyrus die Thüre mit der Bemerkung, ein Mann, der kalt warm und warm kalt machen könne, müsse eine zweifache, böse Zunge haben. Hans Sachs zieht dann aus der Erzählung die Lehre, dass man sich hüten solle vor Leuten, die ihrem Mitmenschen ins Gesicht schmeicheln und dann bei anderen umhergehen und Schlechtes von ihm reden. Daneben halte man die Stelle aus Goethes Satyros Akt I, V. 82 ff.

Satyros: Was blast ihr da so in die hand?
Einsiedler: Seid ihr nicht mit der kunst bekannt?
Ich hauch' die Fingerspitzen warm.

Goethe, der das Verhältnis zwischen Satyros und Einsiedler grade umdreht, indem er Satyros den Gast, den Einsiedler den Wirt sein lässt, hat bei rascher Ausführung ganz den Widerspruch übersehen, in den er sich mit sich selbst setzt, da er das Stück in der vollen Glut des Sommers spielen lässt.

Auch schon der Anfang des Satyros trifft die Art von Hans Sachs. Man vergleiche mit der Einleitungsrede des Einsiedlers „Das gelechter Democriti, dess philosophus, ob der torheit dieser welt“ (III, 104). Demokrit, der nicht mehr länger die Thorheiten und Laster seiner Mitbürger ansehen kann, die, je mehr er ermahnt, desto ärger leben, sticht sich die Augen aus.

„Als er nun aber nit mehr sach,
Wie die burgerschafft lebt so thöret,
Er aber noch teglichen höret
Ir gross geschell tag unde nacht,
Des gross verdruss dem weisen bracht
Und verliess all sein hab und gut
Dem gemainen nutz auss freyem mut
Und thet sich für die stat hin nauss
Und hielt in eynem gärtlein hauss
Bey der ringkmawer in der nehen,
Das er nit mocht hören und sehen
Seiner burger grosse torheit,

Welliche er zu aller zeit
Verspottet und hönisch verlacht.
Allein der weissheit er nach tracht
Und lebt allein von kraut und würtzen.
Als aber sein burger in kürtzen
Zu im nauss giengen auss der stat,
Zu trösten in, der gantze rat,
Da verlacht er sie an dem ort
Und hielt für torheit ire wort,
Weil sie klageten sein elend
Und im war doch wol an dem end.

Wenn man die urwüchsige Ausdrucksweise und den derben Ton des Einsiedlers, aus dem der jugendliche Goethe selbst hervorlugt, abzieht, so ist die Aehnlichkeit mit der Darstellung von Hans Sachs nicht zu verkennen.

Ich führe noch zu dem sich bei Goethe an die Rede des Einsiedlers anschliessenden Gespräch zwischen Einsiedler und Satyros eine Stelle an aus Hans Sachsens Tragödie: „Der Fortunatus mit dem wunschseckel" (XII, 187). Andolosia befindet sich verlassen im Walde, isst von einem Apfel und fühlt plötzlich einen heftigen Schmerz an der Stirn: „Ach wie thut mir der kopf so weh! Ich muss greiffen, wie das zugeh", jammert er (212, 11), findet tastend, dass er Hörner hat und ruft:

„In bin leicht ein Satirus worn".
Der Einsiedler kommt und spricht:
„Mich düncket, wie ich dort vernimb
Von eim menschen ein kleglich stimb.
Dort sich ich wol umbgehn ein armen.
Ich will zu im, mich sein erbarmen.

Dann tritt der Einsiedler zu Andolosia und sagt:

Mein freund wie bist du hieher kumen?
Ich hab doch warlich hie vernumen
In dreissig jarn in dieser wiltnuss
Kein lebendig menschliche biltnuss.

Die Aehnlichkeit ist augenfällig; vielleicht schwebte aber auch das Bild noch aus dem Volksbuche von Fortunatus vor, das bekanntlich zu den Büchern gehörte, die Goethe in seiner Jugend las, zerlas, um sie von neuem zu kaufen und zu verschlingen.

Schliesslich möge noch darauf hingewiesen werden, dass Hans Sachs die biblische Erzählung, die Goethe im Jahrmarktsfest verwendet, zweimal in dramatischer Form behandelt hat (I, 111, XV, 87).

Nachdem sich Goethe so in den alten Meister vertieft und bei ihm Anregungen für sein eigenes Schaffen gefunden hatte, setzte er ihm in dem Gedichte „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens Poetische

Sendung“ ein Denkmal. Die Literarhistoriker weisen diesem Preislied seinen Platz unter den besten Schöpfungen Goethes an. Eine besondere Wahrhaftigkeit und Wärme erhält das Gedicht dadurch, dass Goethe den alten Meister in Vers, Sprache und Darstellungsform nachahmt, noch mehr dadurch, dass er mit scharfem Blick des Meisters inneres Wesen, seinen freien klaren Blick ins Menschengetriebe, seine strenge Rechtlichkeit und seinen gemütvollen Humor erkannt hat und darzustellen weiss.

Gehen wir auf das Gedicht ein!

Schon den Rahmen, in den Goethe seine Schöpfung fasst, hat er Hans Sachs selbst entlehnt. Es wäre möglich, dass ihm einer von den Bogen zu Gesicht gekommen ist, auf denen Hans Sachs neben seinen Sammlungen einzelne Gedichte in die Welt sandte und die mit einem Holzschnitt geziert waren. Im anderen Fall folgt Goethe einigen Dichtungen in den Sammlungen, in denen Bildnisse erklärt werden. So gibt Hans Sachs „Ein erklerung der bildnuss Christophori und was die bedewte“ (I, 365), ebenso eine Erklärung der Tafel des Cebes, auf der dargestellt ist der Gott der Natur, Frau Betrug, Frau Wahn, Frau Begierde, Frau Glück u. s. w. (III, 75). Nach solchen Vorbildern fingirte Goethe den Holzschnitt.

Der Meister steht am Sonntag früh im saubern Feierwams in seiner Werkstatt. Die Arbeit ruht, aber die Frühlingssonne, die alles belebt, webt auch ihm in Kopf und Herzen. Er fühlt, dass er eine kleine Welt in seinem Gehirne brütend hält. Er hat ein Auge, das klug und liebevoll in die Welt schaut, und eine Zunge, die leicht und fein in Worte fliesst. Darob freuen sich die Musen und wollen ihn zum Meistersänger weihen.

Hans Sachs stellt es selbst so dar, als sei er von den Musen zu seinem Dichteramte bestellt. Auch er fingirt eine Dichterweihe in dem Gespräch: „Die neun gab Muse oder kunstgöttin betreffend“ (VII, 202). Als er Jüngling „bey zweintzig jarn“ war, lag er eines Tages an einem Brünnlein, ganz versunken in Gedanken über die Nichtigkeit aller irdischen Freuden. Da hört er ein Geräusch, und als er aufblickt, sieht er neun Frauen vor sich stehen. Lassen wir ihn selbst reden!

„In dem mein augen ich auff-warff
Da stunden zirkel-rund umb mich
Neun weiblein, zart und adelich,
In fliegender subtiler seyden
Bekleid, in farben unterscheiden,
Mit rottem golde durch-florieret,
Nach heydenischer art gezieret.
Jede het auff irem haubt gantz
Von laurea ein grünen krantz
Mit drey gülden häfftlein geetzet,
Köstlich mit edlem gstein versetzet,
Darob ein seyden weiss durchsichtig.“

Sie fragen ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit, und er erwidert:

„Ich hab hertz, mut und sin
Von allen freuden abgewendt,
Weil sie bringen ein bitter endt,
Und hab mich einsam hinter-dacht
Nach einer kurtzweil hochgeacht,
Die mir doch nutz und ehre brecht."

Clio sagt ihm, weil er die Eitelkeit der Weltfreuden einsehe, so wollten sie ihn im Auftrage der Götter der Weisheit, Apollo und Pallas, zu ihrem Diener bestellen. Sie belehrt ihn über die Aufgabe, die ihm zufalle, und verspricht, dass seiner Kunst auch die Ehre folgen solle, „die schon viele mit Lob gekrönt habe". Er weigert sich aber, weil er sich so hoher Gabe nicht würdig fühlt. Doch die Musen lassen nicht nach und weihen ihn, der auf die Kniee sinkt, zum Dichter mit folgenden Sprüchen:

Clio sagt: Ich gib dir in den mut und sin
Ein bestendig, volkummen willen
Zu disen löblichen, subtilen
Künsten gemelter poeterey,
Der dir forthin wont alzeyt bey.

Euterpe: Ich gib dir lust und begir,
Wolgefallen, lieb, freud und gunst
Zu diser hochgelobten kunst,
Darinn du dich forthin erfrewst,
Darmit all trawrigkeyt zerstrewst.

Melpomene: So gib ich dir hohen fleiss
Zu diser künsten grundt-erfahrung,
An müh und arbeyt gar kein sparung,
Anhalten mit hören und lesen,
Biss du ergreiffst ir gantzes wesen.

Thalia: So dir
Die annemung des wercks von mir.
Greiffs kecklich an! hab kein betrübung.
So du bringst in tägliche übung,
Ein stück dem andern beut die hendt,
Wie du erfahren wirst am endt.

Polimnia: Ein nach-dencken ich dir gieb,
Ein bewegen und reguliern,
Ein ausstheilen und ordiniern
Einer ieder materien sum,
Wer, was, wie, wo, wenn und warum.

Erato: Ich gib dir scherpft und vernunfft
Zu erfinden und speculiern,
Zu mindern und zu appliciern
Nach rechter art ieden sententz
Durch vernünfftig experientz.

Therpsichore, die sibend meid,
Sprach: So gib ich dir unterscheid.
Eins ieden dings ware erkentnus,
Durch ein klare, lautre verstendtnus,
Alle ding gründtlich zu probiern,
Alle mateii zu judiciern.

Urania, die achte, sprach:
Himlisch weissheit gib ich hernach,
Das gut aus bösem zu erwehln,
Das unnütz vom nützen zu schehln,
Auff das gut poetisch gedicht
Durch faul sententz nit werd vernicht.

Caliope so sprach die neund:
So gib ich dir, mein lieber freund,
Ein stilum, den weisen gefellig,
Ein aussprechen süss und holdselig,
Verstendig, deutlich, on als stamlen,
Mit schönen lustigen preamlen
Werden all dein gedicht gezierdt,
Frey springend, wo man die scandiert.

Clio beschliesst: Wo du dem trewlich nach wirst kommen,
Nemlich das all deine gedicht
Zu Gottes ehr werden gericht,
Zu straff der laster, lob der tugendt,
Zu lehre der blüenden jugendt,
Zu ergetzung trawriger gmüt,
Jedes nach art, durch unser güt
Wöll wir dich entlichen belönen,
Mit untödtlichen ehren krönen,
Als einem dichter thut gebühren.
Doch thu geloben und anrüren
Ein trewen dienst, als dir gebürt!

Freudig folgt der Dichter, neigt sich vor den Musen, und diese verschwinden. So stellt Hans Sachs seine Dichterweihe dar. Bei Goethe tritt, bevor die Muse erscheint, „die Thätig Ehrbarkeit", sonst auch „Grossmut, Rechtfertigkeit" genannt, zu dem Meister herein, mit anderen Worten, es erscheint in Person die ernste Tüchtigkeit, die strenge Zucht und Sittlichkeit des ehrbaren Bürgerstandes, der rastlose Fleiss, der doch engherzigen Eigennutz nicht kennt, zu ihm und bestellt ihn zum Hüter dieser Tugenden. Er soll mit klarem Auge das Weltwirr-Wesen erkennen und „nichts verzierlichen und nichts verkritzeln, nichts verlindern und nichts verwitzeln", sondern ungescheut das Gute gut und das Schlechte schlecht nennen.

Dann öffnet die „Rechtfertigkeit" das Fenster und lässt ihn einen Blick in die Welt thun, welcher der Meister den Spiegel vorhalten soll.

Herzlich freut er sich des unerschöpflichen Weltbildes, und gern möchte er weiter schauen, um alles in sein treues Gedächtnis zu schreiben.

Aber da trippelt von der anderen Seite ein altes Weiblein zu ihm, „Historia, Mythologia, Fabula“ genannt, und schleppt, ein Bild im Bild, eine grosse Holztafel herbei. Sie wankt und keucht unter der Last; aber was hat sie auch zu tragen! Die ganze heilige und weltliche Geschichte ist ihr aufgebürdet. Besonders fallen Bilder in die Augen, die den Segen einer guten, den Unsegen einer schlechten Kindererziehung und die furchtbaren Folgen des Ungehorsams gegen Gott darstellen.

Alles freut den Meister, und fix und treu erzählt er, was er sieht, als wäre er selbst dabei gewesen.

Er ist ganz vertieft in die schier unerschöpfliche Tafel, als er plötzlich durch Klappern und Schellen in seinem Rücken aufgeweckt wird. Der Narr treibt sein Wesen und bringt an einer langen Leine alle Narren „die grossen und kleinen, dick und hager, gestreckt und krumb, allzuwitzig und allzudumb“, wie sie der Meister in den Fastnachtspielen zur Belustigung und Belehrung zeichnen soll. Immer neue erscheinen, bis es auch ihm zu b u n t wird. Er weiss nicht mehr, wo ein noch aus.

„Da steigt auf einer Wolke Saum
Die Muse, heilig anzuschau'n
Wie'n Bild uns'rer lieben Frau'n,
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit,
Immer kräftig würkender Wahrheit“.

So hat der Dichter die höhere Weihe, aber die Muse gesellt ihm auch noch die Lebensgefährtin zu, die ihm das behagliche Heim schaffen soll, in das der Tageslärm nicht dringt und in dessen traulichem Frieden ihn die Muse des Ernstes und Scherzes besuchen wird.

Im einzelnen bemerke ich:[1]) V. 23 ff. Wenn Goethe hier „die Thätig Ehrbarkeit“ in Person auftreten lässt und nach Alter, Betragen, Kleidung und Schmuck beschreibt, so folgt er damit Hans Sachs, bei dem diese Darstellungsart geradezu Stil geworden ist. Jugend, Schönheit, Stärke, Kühnheit, Vernunft, Tugend, Frömmigkeit, Wahrheit, Glück, Armut und Reichtum, Zorn und Sanftmut, Hoffart und Demut, Strafe, Traurigkeit, Schmerz, Wehklage, Reue besuchen ihn in Person, bald im Traum, bald, wenn er sich in Feld und Wald ergeht. Er beschreibt uns in der Regel gewissenhaft ihr Aussehen. Wie bei Goethe „die Thätig Ehrbarkeit, Grossmut, Rechtfertigkeit“ hereinschreitet als junges Weib, grad und edel, ohne Eitelkeit und Gefallsucht, einen Massstab in der Hand, mit goldnem Gürtel und Kornährkranz geschmückt, das Auge lichten Tages Glanz, so sieht Hans Sachs im Traum eine verwandte Tugend, nämlich „Mediocritas, die gülden mittelmässigkeit.“ Sie sitzt auf einem „gestül, mit hohem glast erleucht“ und zeigt sich ihm als „ein adelich weib, wol personiert von leib. Ir kleydung war durchsichtig, von seydn hoch und wichtig, mit klarem gold durch-schönt. Sie sass

[1]) Auch hier folge ich dem ältesten Druck (J. G. III, 700).

herrlich gekrönt. Bey iren füssen was ein mess und winkel-mas". Sie klagt, dass niemand mehr die goldne Mittelstrasse, die dem Menschen allein fromme, wandeln wolle, dass Mann und Weib, hoch und nieder, auf masslosen Lebensgenuss ausgehe (III, 256).

Auf der „tabula Cebetis" sieht man den steilen und steinigen Weg zur „gründlich waren weisheit". Zu ihr führen „fraw Messigkeit und Bestendigkeit". Die Weisheit wir beschrieben: „Ein hübsches weib, tapffer gestalt, die auch ist mittelmessig alt, mit zier in schlechtem kleid allein." Ihr zur Seite stehen „Wahrheit" und „Bereden". Wer eingeht zur Weisheit, erfreut sich „der Wissenschaft, Grossmütigkeit, Gerechtigkeit, Erberkeit, Beschaydenheit, Miltigkeit, Keuschheit, Zucht, Senfftmütigkeit". Endlich geht der Weise zur ewigen Seligkeit ein. Von dieser heisst es:

Im eingang auff eym hohen tron
Da sitzt die edel ausserlesen,
Ein fraw eins adelichen wesen,
Gantz engelisch geliedmasiert,
Gar unausssprechlich wolgeziert,
Mit aller tugent uberschönet,
Mit einer plüenden kron gekrönet (III, 75).

Von einem anderen Traume erzählt

Hans Sachs: Mich daucht, wie das mich führet hin
Ein herrlich weib, mir unerkandt,
Philosophia war genandt,
Der angsicht als die sunn erglast. (III, 96).
Die Theologia sieht er: „Einfeltig, schlecht von leyb,
Inn schnee-weissem gewandt.
Die hätt in ihrer hand
Ein offen grosses Buch." (I, 338).
Und ein andres Mal heisst es von ihr:
Inn dem tratt auss dem chor daher
Ein weib in schnee-weissem gewand,
Theologia hoch genand. (I, 401).

V. 26. „Grad, edel vor sich hin sie geht". Später schrieb Goethe: „Gar edel . . . . ." Wenn aber dadurch der Rhythmus ebenmässiger geworden ist, so hat andrerseits der Ausdruck an Kraft und Anschaulichkeit verloren.

V. 27. schwänzen: das herabwallende Kleid bald rechts, bald links stossen, Zeichen der Eitelkeit. In Sachsens Komödie von Hester, die vielleicht Goethe zur dramatischen Einlage im Jahrmarktsfeste die Anregung gegeben hat, heisst es sowohl in der kürzeren als in der ausführlicheren Bearbeitung von dem stolzen Hamon: „Er schwantzt auff und ab", und alles neigt sich vor ihm (I, 118). Loeper verweisst auf Jesaias, 3, 16. In Westdeutschland ist in dieser Bedeutung „schwenzeln" (Goethe schrieb später auch schwenzen) gebräuchlich, das ich auch im Schluss von „Rameaus Neffe" finde.

V. 28. scharlenzen, bei Sachs schalatzen: So man ist inn die gertn refieren, schalatzen, faren und spaciern (IX, 258, 31). Vgl. Götzens Worte zu Weislingen: Da hielt dich das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scharwenzen mit den Weibern (J. G. II, 262).

V. 29. ff. der Massstab deutet auf Masshaltung, wie bei Hans Sachs die Mediocritas mit „mess und winckel-mas erscheint“ (Siehe oben). „Der goldne Gürtel deutet auf Zucht und Anstand, der Kranz von Kornähren auf Nutzbarkeit“ (Düntzer).

V. 33. Wie hier „Thätig Ehrbarkeit, Grossmuth, Rechtfertigkeit“, so stehen bei Hans Sachs in der oben besprochenen tabula Cebetis „Grossmütigkeit, Gerechtigkeit, Erberkeit“ neben einander. Ich verweise noch auf „Die ehrentreich fraw Miltigkeit mit ihrem holdseligen wandel“ (III, 241). „Rechtfertigkeit“ ist ein veraltetes Wort, das schon Adelung nicht mehr hat. Bei Hans Sachs kommt es nicht vor. Bei Goethe kann es nicht besonders auffallen, da er auch noch das Adjektiv „rechtfertig“ gebraucht hat (Werther, J. G. III, 283). Ich verweise noch auf „Freymütigkeit“ (Werther, III, 306) und Gütigkeit (Faust I, 2720), die auch veraltet sind.

V. 45. bärmlich, von Grimm nur bei B. Waldis nachgewiesen. Hans Sachs hat barmung.

V. 54. Auch Hans Sachs kommt auf Albrecht Dürer zu sprechen. In seinem Gespräch: „Wer der künstlichst werckmann sey“ (VII, 472), nennt einer den Zimmermann, ein zweiter den Steinmetzen, Hans Sachs aber entscheidet sich für den Maler,

„Der mit seiner hendt
Auss rechtem grund und fundament
Kan malen konterfetisch pur
Auff erd allerley creatur,
Den menschen gleich, als ob er leb,
Den vogel, wie im lufft er schweb,
Das viech, wie es sein weide nimbt,
Den visch, wie er im wasser schwimbt.

Er zählt dann noch weiter in 55 Versen auf, was der Maler alles darzustellen wisse und fährt fort:

In summa was auch all propheten,
Geschichtschreiber und die poeten
Haben beschrieben und geticht
Von anfang aller welt geschicht,
Kan er meysterlich und figürlich,
So conterfetisch und natürlich
Dem menschen klar vor augen stelln,
Das mans nicht klerer könt erzeln.
Diss als er tragen muss im hirn,
Darauff tag und nacht fantasirn.
Des muss er sein gantz künstenreich
Uud fast einem poeten gleich
Erfarn in vilen dingen wol,
Weil er all ding abpilden sol.

Nachdem er dann die Maler des Altertums gepriesen hat, schliesst er:

Wiewol Gott auch dem teutschen landt
Der künstner mit hohem verstandt
Als Albertum Dürer gegeben
Und ander, so noch sind im leben.
Gott geb, das der rhum plü und wachs
In lange zeyt! wünscht ihn Hans Sachs (VII, 271).

V. 57—64 die Häufung von Sätzen und Worten ganz in der Art von Hans Sachs, bei dem sich Aufzählungen oft ganze Seiten hinziehen (I, 288, I, 354, II, 45).

V. 57. Auch Hans Sachs erzählt, wie er von Genius, dem Gott der Natur, über das Weltgetriebe belehrt worden sei. „Dieser erschien mir", berichtet er, „im Traum,

Nam mich zu im und füret mich
In die lüffte hoch ubersich
Biss gar zu dem gestirnten himel,
Zeigt mir auff erd ein gross gewimel
Menschlich geschlechts durch alle stender,
In dem umbkreiss allerley lender . . . ." (VII, 432).

V. 63. tollern Iterativ von tollen.

V. 68. „Obs ihnen möcht' zur Witzung werden", später schrieb Goethe „eine witzung werden". Hans Sachs: „sich etwas eine witzung sein lassen" (V. 119, 17, XII, 263, 22, XIII, 168, 16). Bei ihm finden sich noch manche Substantiva auf ung, die jetzt nicht mehr im Gebrauch sind, wie inhaltung, gastung, liebung, entsetzung, sparung, betrübung.

V. 69. Die Ehrbarkeit öffnet das Fenster und lässt den Dichter einen Blick in das bunte „Weltwirr-Wesen" thun, das er mit klarem Blick erkennen soll. Doch muss man auch, wenn es heisst, „sie zeigt ihm unter dem Himmel allerley Wesen, wie ihr's möcht in sein'n Schriften lesen", unwillkürlich an das Gedicht denken, in dem der Meister „hundert thierlein mit irer art und natur" beschreibt (VII, 447).

V. 79—80 Beschreibung der „Historia, Mythologia, Fabula":

Sie ist rumpfet, strumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.

Diese Beschreibung, die Goethe später strich, ist auch im Stile von Sachs. „Ich sah eingehn", lesen wir bei diesem, „ein uralten, eyssgrawen man, gebucket an eym steblein gan, zittrent, dürr und gerumpfen gar (IV, 34, 3 ff)." Den „gemein nutz", der ganz vernachlässigt wird, schildert er: „Sein leyb gantz ausgedorret, gerumpffen und verschmorret" (IV, 186, 31). Wieder beschreibt er alte Weiber als: „geruntzelt, zanlucket, progrucket und krumb" (IV, 442). Diese Adjektiva auf et sind bei Hans Sachs zahlreich (hencket, pucklet, murret, muncket, hucklet, zincket, hacket, knorret, knollet, drollet, högret, knögret, porstet, langpartet, dünpacket, zottet, zapffet, murret, durret, tölpet, tötschet, lotschet).

V. 79. rumpfet findet sich bei Hans Sachs nicht, wohl aber gerumpfen (Siehe oben), auch nicht strumpfet (aber stumpffet IX, 264, 38). Reime auf umb wie krumb — darumb und V. 115—116 krumb—allzudumb bei Hans Sachs sehr häufig. So darumb — frumb, widerumb — kumb, wilkumb — tumb.

V. 83 ff. Auf der Tafel, welche die ehrwürdige Alte herbeischleppt, sieht man die verschiedensten Bilder biblischen Inhalts, wie sie uns Hans Sachs in seinen Werken entworfen hat. Sechs Bilder werden benannt. Das erste weist auf eine der anmutigsten Schöpfungen des Meisters hin, nämlich auf die Komödie von den ungleichen Kindern Evae (I, 53). Gott der Herr erscheint bei den Stammeltern, um zu sehen, wie sie ihre Kinder erziehen. Er überhört das Vaterunser, die Gebote und den Glauben, wobei denn Abel mit den frommen Kindern gut, Kain mit der bösen Rotte schlecht besteht.

Das zweite Bild stellt dar Sachsens „Tragedia von schöpfung, fal und ausstreibung Ade auss dem paradeiss“ (I, 21 und 174), das dritte den „Undtergang Sodoma und Gomorra“ (I, 182), das vierte den „ehren-spiegel der zwölf durchleuchtigen frawen des alten testaments“. Ihre Namen sind: Eva, die geberendt, Sara, die gesegnet, Rebecca die gehorsam, Rahel, die holdselig, Lea, die geduldig, Jael, die redlich, Ruth, die gütig, Michal, die trew, Abigail, die vernünfftig, Judith, die messig, Hester, die senfftmütig, Susanna, die keusch (I, 203). Ein anderes Bild zeigt die Schanden-Port der zwölf Tyrannen. Nachdem Hans Sachs „die ehrenpord der zwölff sighafften helden des alten testaments“ errichtet hat (I, 211), folgt die „Schandenpord. Die zwölf thyrannen dess alten testaments mit ihrem wütigen leben und erschröcklichem undtergang, allen ieden Christen, so unter dem schweren joch des blutdurstigen Türcken und ander tyrannen verstricket sind“. Diese Tyrannen sind: Pharao, Adenibeseek, Eglon, Abimelech, Goliat, Saul, Serah, Achab, Senacherib, Nabuchodonosor, Holofernus, Antiochus (I, 221). Das letzte Bild stellt dar den Schwanck „Sanct Peter mit der gaiss“, auf den ich noch zurückkommen werde.

V. 95. Da die Tafel für die unzähligen Stoffe, die der Meister behandeln soll, nicht ausreicht, so ist auch noch der „Historia“ Kleid, Schleppe und Saum mit weltlichen Tugend- und Lastergeschichten bemalt.

Ich führe gleich noch die zwei Gedichte von Hans Sachs an, auf die sich V. 120 bezieht: „Treibt sie in's Bad, schneidt ihnen die Würm“. Goethe hat „das narrenbad“ (V, 305) und „das narren-schneyden“ (V, 3) im Auge. Das Narrenbad erzählt von einem Arzte in Mailand, der in seinem Hofe eine Lache hat, in die er alle Narren, je nach ihrem Zustand mehr oder weniger tief, eintaucht und heilt. Zum Schlusse meint der Dichter, es könne auch Deutschland nichts schaden, wenn es ein solches Narrenbad besässe. Das zweite Gedicht, ein Fastnachtspiel, ist noch weit ergötzlicher. Der Arzt operirt einen Kranken, dem der Leib sehr angeschwollen ist, und zieht ihm mit der Zange einen Narren nach dem anderen heraus, bis schliesslich ein ganzes Narrennest folgen muss: „allerley gattung, als

falsch juristen, schwartzkünstner und die alchamisten, finantzer, alifantzer und trügner . . . . ." Der Dichter knüpft eine Belehrung an, wie man es machen müsse, um nicht auch ein solcher Narr zu werden.

V. 104. gesyn allemannisch von dem Infinitiv gsy. Hans Sachs hat im Versschluss gesein. Später noch bei Goethe „zu syn" (Loeper, Gedichte III, S. 208).

V. 110. Hofiren hat hier die Bedeutung von tanzen, wie bei Burk. Waldis: „Als nun die Affen lang hofiren. thet sich der Geste Freud vermehren".

V. 111. Narretheiden für Narretheidung wegen des Reims.

V. 117. Farrenschwanz = Ochsenziemer; das Wort findet sich bei Fischart, aber auch bei Goethes Freund Lenz (Grimm).

V. 119. Fürm: bei Hans Sachs im Versschluss furm und fürm, letzteres auch reimend auf würm.

V. 120. Würm (nämlich im Gehirn = Sparren), wie es noch später bei Goethe in einem J. Balde nachgeahmten Spruche heisst: Ein jeder Mann hat seinen Wurm, Kopernikus den seinen (Loeper III, S. 41).

V. 123. „um und um", eine der beliebtesten Verdoppelungen von Partikeln, bei Goethe häufig wie bei Hans Sachs „umb und umb" (II, 120, 17 und 126, 26, III, 88, 32, IV, 193, 16, VI, 274, 36).

V. 129. „Da steigt auf einer Wolke Saum . . . .". Hans Sachs erzählt in „Ein artzney der lib für die jugendt", wie im Traum die Muse mit ihren Gefährtinnen aus den Wolken zu ihm herniedersteigt:

„In diesem trawm da dauchte mich,
Wie auss dem gwülcken sichtigklich
Sich herab liess ein himlisch bild . . . ." (III, 431).

Bei Goethe kehren ähnliche Vorstellungen öfter wieder. In Künstlers Apotheose eröffnet sich der Plafond, die Muse erscheint auf einer Wolke, den Künstler an der Hand führend, während sie in Künstlers Erdewallen zu dem Maler tritt, „ungesehn den andern". In der Zueignung schwebt sie heran „als ein göttlich Weib, mit den Wolken hergetragen".

Die Muse verleiht dem Dichter, dem ob der Unmenge der Gesichte geistlichen und weltlichen, ernsten und fröhlichen Gehalts schwindeln will, „Klarheit und immer kräftig wirkende Wahrheit". Zugleich führt sie ihm die Lebensgefährtin zu, die sie ihm auserlesen hat, „seinem innern Wesen zu Nahrung und Balsam". Auch zu diesem Motiv haben dem Dichter gewiss Lebensumstände und Dichtungen Hans Sachsens die Anregung gegeben. Hans Sachs vermählte sich im Jahre 1519 mit Küngundt Creutzerin. Noch nach 25 Jahren gedenkt er jener Zeit in dem Gedichte: „Der liebe zanck", das Wieland, sicherlich auf Goethes Veranlassung. im Merkur abdrucken liess und das mit den Worten endet: „Also wurd unser lieb und trew wiederumb gantz beschlossen new mit eynem umbefang unnd kuss, der mich noch allzeit frewen muss. Das unser lieb grün, blü unnd wachs in zucht unnd ehren wünscht Hans Sachs" (IV, 322). Als die Gattin im

Jahre 1560 starb, beklagte er sie in dem Gedichte: „Der wunderliche traum von meiner abgeschiden lieben gemahel, Künigundt Sächsin“ und stellt ihr das Zeugnis aus:

„Rechte lieb und trew von anfang
Bey ir fundt ich ir leben lang“.

Er schloss noch eine zweite Ehe, in der er ebenfalls glücklich wurde.

V. 176 ff. Vgl. bei Hans Sachs die Worte Solons:

„Ein weib der eren tregt ein kron
Die thüet erfrewen iren mon —
Mit holtseligem schimpf und schercz
Erquicket sie sein trawrig Hercz“.

(Götze: Fastnachtspiele 71, V. 103 ff.) und die Worte: „Die Ehlich lieb wird täglich new“ (Götze 8, 267).

V. 181. „Weil“ mit der Bedeutung „während“ altertümlich und bei Hans Sachs häufig: „Weil noch auff erden gieng Christus“ (V, 109, 114, XVII, 290).

V. 182. Dass in den Wolken ein Ruhmeskranz schwebe, den die Nachwelt dem Verdienst aufs Haupt setze, ist eine Goethe und seinen Freunden geläufige Vorstellungsweise. So redet Herder in seiner Schrift „Von deutscher Art und Kunst“ seinen jungen Freund Goethe, den Dichter des Götz, mit den Worten an: „Ich beneide dir den Traum und dein edles deutsches Wirken, lass nicht nach, bis der Kranz dort oben hange“. Im „Neuesten von Plundersweilern“ erscheint ein Engel in Wolken, der einen Lorbeerkranz herniederbringt, um ihn Wieland, dem Verfasser des Oberon, auf das Haupt zu setzen.

V. 185. „In Froschpfuhl“ wie im Werther „bis an Tag“, „in Hof“, „in Tod“ „in Text“, im Gottfried und Götz an Kopf, in Keller, in Stall, in Sack, an Hals, in Wurf, in Abgrund, in Rücken, in Thurn, in Streit, in Garten, an Hof. Diese Ausdrucksweise findet sich bei Hans Sachs in Poesie und Prosa, ist aber auch heute noch in Westdeutschland üblich. Sie ist wohl durch Anschleifung entstanden, („in den“ zu „in 'n“ und dies zu „in“).

Ueberblicken wir noch einmal das Gedicht, so finden wir noch manche altertümliche Form wie hätt, thät, güldin, Paradeis, ersicht, die auf Hans Sachs zurückzuführen sind. Noch mehr fallen die bei Hans Sachs so beliebten Verkürzungen in die Augen, wie: wollt'n, mit'n (mit den), ein (einen), thatst's, ein'm, sein'n, e'n (später ein'n), zu's, anzuschau'n, Frau'n, wie'n (wie ein), sitzt's, ihr'n. Mit all diesen Formen verfolgt der Dichter hier natürlich die Absicht, seine Schöpfung auch in ihrem Kleide den Dichtungen Hans Sachsens ähnlich zu machen.

Nachdem sich Goethe in dem behandelten Gedichte noch einmal an der ihm lieb gewordenen Weise recht gütlich gethan hatte, giebt er diesen Stil auf. Es könnte dagegen zu sprechen scheinen, dass er in dem Bänkelsängerlied „das Neueste von Plundersweilern“ und in „Künstlers Apotheose“ zu dem alten Rhythmus zurückgreift. Allein es ist eben zu natürlich, dass er Dichtungen, die als Fortsetzungen

früherer Schöpfungen gedacht sind, auch in dem Versmasse jener Dichtungen fortgesetzt. Zudem sind diese Dichtungen nur Nebenstunden. Die Hauptwerke schreibt er in Prosa, im jambischen Fünffüssler und dann im Hexameter. Auch „Hermann und Dorothea“, dieses treue, warme und sonnigklare Bild deutschen Lebens und Wesens, bekommt das Kleid des Hexameters mit seinen weiten, majestätischen Falten, und gewiss trägt diese Form die Schuld daran, dass das Gedicht nicht recht volkstümlich geworden ist und kaum jemals ganz volkstümlich werden wird. In demselben Jahre nun, in dem er dieses dem Gehalte nach deutscheste seiner Werke schuf, kehrt er auch noch einmal zum Stile Hans Sachsens zurück. Die Zeit freilich, in der er sich aus innerem Drange in den Dämmer deutscher Vergangenheit zurückversetzte, war vorbei. Der Weg hatte ihn, wie er im Epilog zum Faust aus demselben Jahre sagt, zur Klarheit aufgeführt. Wenn er in der „Legende“, der ich die „Zwei Parabeln“ zugeselle, zur Art Hans Sachsens zurückgreift, so treibt ihn die Lust, sich auf einem Gebiete zu versuchen, auf dem sein Freund Herder so eifrig thätig war. Und trefflich gelang ihm der Versuch. Mit Recht sagt Körner in einem Brief an Schiller, Herder verfehle den eigentümlichen Ton, weil er nach schwermütiger Empfindsamkeit strebe, während gutmütige Naivetät der wahre Charakter der Legende sei. In diesem Charakter hatte auch das 16. Jahrhundert die Legende ausgebildet. Beliebt war besonders, den Herrn darzustellen, wie er seine kurzsichtigen und oft eigenwilligen Jünger mit treuer Liebe und Langmut, nicht ohne einen Anflug von Laune, zurechtweist und belehrt. Das köstlichste und bekannteste Gedicht in dieser Art ist Hans Sachsens Schwank: „Sankt Peter mit der gaiss“, und dieses hat sich Goethe zum Vorbild genommen. Ob Goethe den Stoff zu seiner Legende erfunden oder überkommen hat, wissen wir nicht. Eine zuverlässige Quelle ist bis jetzt nicht gefunden worden. Wie eng er sich in der Darstellung an sein Vorbild anschliesst, sehen wir gleich aus dem Anfange des Gedichtes. Hans Sachs beginnt: „Weil noch auff erden gieng Christus unnd auch mit im wandert Petrus, eins tags auss eym dorff mit im gieng, bei einer wegschaid Petrus anfieng . . . . .“ Dazu vergleiche man Goethes „Legende“: „Als noch, verkannt und sehr gering, unser Herr auf der Strasse ging . . . .“. Wenn Sankt Peter sich nicht nach dem Hufeisen bücken mag, sondern vom Regiment der Welt träumt, „das in Gedanken gar keine Schranken hat“, so ist das auch ganz im Geiste Hans Sachsens, bei dem Sankt Peter mit dem Weltregiment des Herrn unzufrieden ist und meint, er würde die Sache besser machen, wenn er die Herrschaft hätte, dann aber durch die Erfahrung belehrt wird, dass die Welt nur allein der Herr zu lenken im Stande ist, und dass dieser alles weise eingerichtet hat. Zu dieser Erkenntnis bringt ihn auch der Herr in dem Gespräch: „Sankt Peter mit dem faulen pawrenknecht“ (V, 114).

Auch die „zwei Parabeln“: „Ein Meister einer ländlichen Schule . . .“ und „Da er nun seine Strasse ging . . .“ stehen in Vers und Geist unter dem Einflusse von Hans Sachs, bei dem solche Schwänke sehr zahlreich sind.

So war es denn ganz naturgemäss, wenn Goethe in der Ausgabe von 1808 im achten Bande folgende Dichtungen nebeneinander stellte: „Faust, Puppenspiel, Fastnachtspiel, Bahrdt, Parabeln, Legende, Hans Sachsens poetische Sendung". Denn alle diese Schöpfungen stehen unter dem Einflusse des alten Meisters.

Aber auch am Abende seines Lebens, als er am zweiten Teile des Faust, seinem letzten Werke, arbeitete, scheint er noch einmal ein Motiv aus Hans Sachs benutzt zu haben. Schröer weist in seiner Faustausgabe darauf hin [1]), dass das trügerische Spiel mit Geld und Gold im 1. Akt auf Anregung der Sachsschen Dichtung: Die geschicht Keyser Maximiliani löblicher gedechtnuss mit dem alchamisten" (XVI, 422) zurückzuführen sei. Diese erzählt: „Als Kaiser Maximilian zu Wells Hof hielt, kamen Leute allerlei Art dorthin. Eines Tages erschien auch ein „Alchamist" in bäurischer Kleidung und wollte „trutziclich" mit Gewalt in den Saal eindringen, „darinn Keyser Maximilian mit seinen räthen hielte rhat". Aber der Thürhüter fährt ihn grob an und stösst ihn zurück. Es gibt Zank und Geschrei, so dass der Kaiser im Saale aufmerksam wird. Er schickt seinen Herold mit der Weisung, man solle den Mann einlassen. Es geschieht, und der Fremde, den niemand vom Hofgesinde kennt, eilt „ohn all gepräng und reverentz" zum Kaiser und verspricht ihm, aus Kupfer klares Gold zu machen". Ebenso drängt sich im 1. Act vom 2. Teile des Faust Mephistopheles, der allen unbekannt ist, in den Saal ein, trotzdem ihm die Wache an der Schwelle die Hellebarden kreuzweise vorhält. Auch hier hält der Kaiser grade Rath mit seinen ersten Beamten, und Mephistopheles verspricht Geld und Gold herbeizuschaffen, was dann später durch Erfindung des Papiergeldes geschieht. Es kommt hinzu, dass im ältesten Entwurf zu diesem Akte, der sich im Goethearchiv fand, als der Kaiser, der nachher in der Dichtung ohne Namen blieb, ausdrücklich Maximilian bezeichnet ist. Die Aehnlichkeit ist so gross, dass man eine Anlehnung Goethes an Hans Sachs annehmen muss. Wenn aber Schröer glaubt, dass Goethe diese Anregung schon vor seiner Uebersiedelung nach Weimar erhalten haben müsse, so spricht der Umstand dagegen, dass in den zwei ältesten Entwürfen [2]) weder von dem gewaltsamen Eindringen des Mephistopheles noch von der Erfindung des Papiergeldes die Rede ist.

Auch die Scene der Geisterbeschwörung will Schröer auf eine Anregung von Hans Sachs zurückführen. Doch wird man der Meinung derjenigen folgen müssen, die hier Goethe von Antoine Hamilton [3]) beeinflusst glauben.

Sahen wir so den greisen Dichter sich noch einmal an Hans Sachs im Stoff anlehnen, so hatte er schon lange wieder auf die frei behandelten Reimpaare zurückgegriffen. Nachdem er in den neunziger Jahren besonders den Hexameter gepflegt hatte und bei Verskünstlern, die nur allzu oft ein feineres Gefühl für die

[1]) 2. Teil, Einleitung, S. 24, 2. Aufl.
[2]) S. Strehlke: Paralipomena zu Goethes Faust. 1891. S. 49 ff.
[3]) Erzählung von enchanteur Faustus in der Neuausgabe seiner Gesamtwerke. Paris 1805.

Sprache vermissen liessen, in der Metrik und Prosodie in die Lehre gegangen war, sehen wir dieses Mass in dem neuen Jahrhundert schwinden und an seine Stelle die gewohnten deutschen Masse, unter anderem auch die freien Reimpaare treten. „Wir sind vielleicht zu antik gewesen, nun wollen wir es moderner lesen", heisst eines von den zahmen Xenien, ein anderes: „Allerlieblichste Trochäen aus der Zeile zu vertreiben und schwerfälligste Spondeen an die Stelle zu verleiben, bis zuletzt ein Vers entsteht, wird mich immerfort verdriessen", endlich ein drittes:

Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus.
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als dass wir keine Hexameter machen sollen,
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen.

Und so finden wir in Knittelversen nicht nur eine Reihe von Gedichten wie „Der Narr epilogirt", „Krittler", „Celebrität", „Gross ist die Diana der Epheser", „Séance", „Parabel", „Drohende Zeichen" und andern, sondern auch jene grosse Zahl von Sprüchen, Epigrammen und Xenien, welche die langen Jahre des 19. Jahrhunderts brachten und die „kluge Menschenkenntnis und reife Weisheit, ernste Warnung und heitere Paradoxie, Betrachtungen über Zeit und Schicksal, Eingebungen des Augenblicks, vorübergehende Stimmungen und Missstimmungen, Blicke in das Leben und die Welt und das Innere der Seele" in einem Rahmen vereinigen und mit den Sprüchen in Prosa „ein Buch der Weissheit, der Gleichnisse, der Sprüche bilden, wie es nur ein viel erfahrenes Greisenalter, verbunden mit der höchsten genialen Anlage, ein die Dinge allseitig überschauender Geist so reich und mannigfach erschaffen kann". „Und es ist deutsche Weisheit", fährt Hehn fort, „und der Knittelvers das eigentlich deutsche Metrum". Doch im letzten Punkte geht Hehn zu weit. Der Knittelvers ist aus dem urdeutschen, altheimischen Verse hervorgegangen und spricht noch heute zu Herz und Gemüt. Aber er ist doch auch mit all den Freiheiten, die er sich gestatten darf, ein entartetes Erbe. Und dass Goethes Verteidigung desselben cum grano salis zu verstehen ist, erkennen wir aus dem Prosaspruch: „Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöste und Voss uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs?" Das Richtige liegt in der Mitte. Es ist wahr, dass der deutsche Vers in erster Linie die Hebungen zählt und sich bezüglich der Senkungen Freiheiten gestatten darf. Dem Gedichte: „Es war ein König in Thule" thut es an seinem Werte keinen Eintrag, dass es mehrmals 2silbige und einmal sogar eine 3silbige Senkung aufweist. Aber diese Freiheiten dürfen nicht masslos werden. Wir fassen zusammen: Der deutsche Vers ist der Reimvers, der nach Hebungen zählt und eine massvolle Freiheit für die Senkungen gestattet.

Ausser den angeführten Schriften sind benutzt:

K. Burdach, Die Sprache des jungen Goethe, Vortrag. Verhandlungen der 37. Philologenversammlung zu Dessau. Leipzig 1885.

K. Bartsch, Goethe und der Alexandriner, Goethe-Jahrbuch I, 1880.

H. Düntzer, Goethes lyrische Gedichte. 2. Ausgabe. Leipzig 1874.

V. Hehn, Einiges über Goethes Vers. Goethe-Jahrbuch VI, 1885.

A. Koberstein, Zu und über Goethes Gedicht: Hans Sachsens poetische Sendung. Weimarisches Jahrbuch 1854.

G. von Loeper, Goethe's Gedichte. 2. Ausgabe, Berlin 1882.

J. Minor, Goethes Jugendentwicklung nach neuen Quellen, Zeitschrift für allgemeine Geschichte, 8. und 9. Heft, 1886.

W. Scherer, Aus Goethes Frühzeit, Strassburg 1879.

W. Scherer, Geschichte der Deutschen Litteratur. Berlin 1884.

E. Schmidt, Charakteristiken, Berlin 1886.

A. Schöll, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens, Berlin 1882.

B. Suphan, Aeltere Gestalten Goethe'scher Gedichte, Goethe-Jahrbuch II, 1881.

